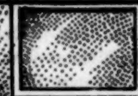
Die Mennonitische Rundschau

Lasset uns fleißig sein zu halten die Einigkeit im Geist.

38. Jahrg. Scottdale, Pa., 17. November 1915. No. 46.



Der Mensch denkt

Aber Gott lenkt

Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein? Welcher auch seines eigenen Sohnes nicht hat verschont, sondern hat ihn für uns alle dahingegeben; wie sollte er uns mit ihm nicht Alles schenken?

Wer will die Auserwählten Gottes beschuldigen? Gott ist hier, der da gerecht macht. Wer will verdammen? Christus ist hier, der gestorben ist, ja, vielmehr, der auch auferweckt ist, welcher ist zur Rechten Gottes und vertritt uns. Röm. 8, 31—34.

Gott lässet Gras wachsen für das Vieh und Saat zu Nutz des Menschen, daß das Brod des Menschen Herz stärke.

Das Wort Gottes.

Wort des Lebens, lautre Quelle,
Die vom Himmel sich ergießt!
Lebenskräfte gibst du jedem,
Der dir Geist und Herz erschließt,
Der sich wie die welke Blume,
Die der Sonnenbrand gebleicht,
Dürstend von dem dürren Lande
Zu der Quelle niederneigt.

Ohne dich, was ist die Erde?
Ein beschränktes, finstres Thal. —
Ohne dich, was ist der Himmel?
Ein verschloßner Freudensaal.
Ohne dich, was ist das Leben?
Ein erneuter finstrer Tod!
Ohne dich, was ist das Sterben?
Nachtgraun ohne Morgenrot. —

Wort des Lebens, du erleuchtest,
Doch erwärmst du auch zugleich;
Eine Hölle offenbarst du,
Aber auch ein Himmelreich.
Furchtbar schreckest du die Sünder
Aus der dumpfen trägen Ruh';
Doch mit Liebe deckst du wieder
Jedes Büßers Fehle zu.

Spitta.

Wie ein Japaner seinen Meister fand.

Imamura San ist der Direktor einer Verwaltungsabteilung in den großen Kupferbergwerken der japanischen Provinz Akita. Von ihm erhielt einer der Missionsarbeiter der bischöflichamerikanischen Mission eines Tages in einem großen roten Briefumschlag ein Schreiben, worin Imamura in den höflichsten Ausdrücken bat, es möchte doch einer der Missionare zu ihm kommen um ihn im Christentum zu unterrichten. Er würde, so schrieb er, in diesem Falle einen Wagen zur Eisenbahnstation schicken, um den Besucher aufs Gebirge hinauf zu befördern, und auch für Kost und Unterkommen sorgen. Wir nahmen, erzählt Miss. Madelay, das Anerbieten mit Freuden an und schrieben demgemäß Imamura, daß wir an dem und dem Tage kommen würden. Nach einer dreistündiger Reise waren wir glücklich an Ort und Stelle und wurden von der Familie als deren Gäste herzlichst aufgenommen. Nachdem man uns aufs beste bewirtet hatte und wir mit der Familie gemütlich um das warme Kohlenbecken herumsaßen, erzählte uns der Hausherr, wie er dazu gekommen sei, uns rufen zu lassen, um ihn und die Seinigen im Christentum zu unterrichten.

Es ist nun einige Jahre her, so begann er mit seinem Bericht, daß ich von einem Freund ein Neues Testament zum Geschenk erhielt mit der Bemerkung, daß es ein höchst interessantes Buch sei; ich solle es doch ja lesen. Ich tat das, aber es war für mich ein Wirrwarr von fremden Namen. Ich wußte rein nichts von Judäa und von den Juden, noch von den Schriftgelehrten und Pharisäern, noch auch etwas von Jerusalem. So legte ich das Buch beiseite und nahm es lange Zeit nicht mehr in die Hand, bis jener Freund wieder einmal zu mir kam und mich fragte, ob ich es denn gelesen hätte. Etwas beschämt mußte ich ihm bekennen: „Noch nicht ganz, ja nicht einmal viel davon." Es versicherte mir nun, daß es viel interessanter sei als eine Novelle,, und bestand aufs neue darauf, daß ich das Neue Testament lesen sollte. Ich wischte deshalb den Staub von dem Buche und begann darin zu lesen.

Diesmal besaß ich mehrAusdauer fürdie Lektüre und bekam auch je länger je mehr Interesse für deren Inhalt; ja ich wurde schließlich ganz gepackt. Tiefe Wahrheiten schienen in den Blättern dieses Buches verborgen zu sein, die ich gern kennen gelernt und verstanden hätte. Aber hier auf unseren Bergen war ja niemand, der mir die nötige Aufklärung hätte geben können.

So gingen Jahre herum. Endlich kam eines Tages ein christlicher Geschäftsmann von Tokio zu mir, der in der Unterhaltung unter anderem das Wort „Bibel" erwähnte. Als wir das Geschäftliche miteinander bereinigt hatten, fragte ich ihn, was er von der Bibel wüßte, und ich erwähnte dabei, daß ich eine solche besäße, aber nichts damit anzufangen wüßte, weil ich vieles davon nicht verstünde. Als Christ war er darin unterrichtet, und wir unterhielten uns bis spät in die Nacht hinein über seinen Glauben. Schließlich meinte er: „Sie können natürlich ohne Lehrer die tiefen Wahrheiten der Bibel nicht verstehen. Aber warum schreiben Sie nicht an einen Missionar in Akita? Bitten Sie doch einen solchen um Unterweisung." Ich machte ihn darauf aufmerksam, daß ich es bei der Entfernung und Abgelegenheit unseres Platzes kaum jemand zumuten könne, hierherzukommen. Aber er ließ das nicht gelten und sprach mir zu, es doch ja zu tun. So nahm ich mir denn die Freiheit, an Sie zu schreiben und Sie zu bitten, hierherzukommen und uns im neuen Glauben zu unterrichten.

Auf diese Weise wurden wir in der liebenswürdigen Familie von Imamura San eingeführt. Als dann der japanische Katechist seinen ersten Besuch bei ihr machte, fand er in der jungen Tochter eine Bekannte von früherher wieder. Sie war wenige Jahre vorher eine der Sonntagsschülerinnen in Hirosaki gewesen. Sie war beim Unterricht außerordentlich aufmerksam und begriff sehr leicht, da ihr noch manches von der Sonntagschule geblieben war, obschon sie als Kind vieles nicht verstanden hatte. Die Mutter war eine ruhige, feine Frau, die mir später sagte, daß es in ihrem Herzen früher, ehe sie etwas von Christo gehört hatte, wie in der Regenzeit ausgesehen habe, voller Regenwolken und Nebel; jetzt dagegen sei es bei ihr heller Sonnenschein. Inmitten ihrer täglichen Hausgeschäfte sei der Gedanke an Christum oft wie ein Lichtstrahl der in ihr Herz hineinfalle. Selbst ihre Gesundheit, meinte sie, sei jetzt besser, und das ganze Leben habe einen anderen Anstrich.

Der Familienaltar, der sich in jedem Privathaus befindet, wurde entfernt. Es ist dies in solchem Fall schon ein Bekenntnis, daß man sich dem neuen Glauben zugewandt hat, besonders auch den Nachbarn gegenüber, die sofort Notiz davon nehmen und sich darüber ihre Gedanken machen. Der Familienaltar war also, wie gesagt, entfernt, mit Ausnahme eines kleinen Schreins, der der alten Großmutter gehörte. Da sie stets eine sehr aufmerksame Zuhörerin war, befragten wir sie um ihren Glauben. Sie erwiderte, daß sie „Jesum Christum sehr liebe", denn es sei so viel Trost in dieser Lehre enthalten. Sie sprach auch bei den Mahlzeiten ihr Dankgebet; aber sie war sehr alt und es fiel ihr schwer, noch in ihren alten Tagen mit allem zu brechen, was ihr bis jetzt als heilig gegolten hatte. Ja, sie fürchtete sich, „Oschaka Sama", den sie ihr Lebenlang verehrt hatte, nun auf einmal wegzuwerfen. So betete sie jeden Abend, bevor sie zu Bett ging, zu Gott, und richtete dann auch ein Gebet an Buddha.

Den ganzen Herbst und Winter hindurch setzten wir unsere Besuche im Minendistrikt fort. Manchmal hatten wir nur die Familie Imamura als Zuhörer, bisweilen gesellte sich auch noch der eine und andere Nachbar dazu. Aber alle waren so aufmerksam und stellten solche verständige Fragen, daß mir oft die Worte des Herrn in den Sinn kamen: „Das aber auf dem guten Land sind, die das Wort hören und behalten in einem feinen, guten Herzen, und bringen Frucht in Geduld." Als dann je und je eine Missionarsfrau hinkam, stelltensich über ein Dutzend Frauen aus den besten Familien ein und es entstand eine nette Frauenversammlung. Und erst die Kinder! Etwa 35 guckten das einemal über den hinteren Gartenzaun; und als die Amerikanerin das Haus verließ, da war es das Signal für alle Kinder des Orts, daß sie eiligst auf ihren klappernden Holzschuhen herbeisprangen, um die fremde Dame zu sehen.

Fortsetzung auf Seite 20.

Wie ein Mühseliger Ruhe für seine Seele fand.

Wen wir in dem bekanten Missionsliede singen: „Sieh, wie sich sehnt das Hinduherz," so denkt wohl mancher, das könne eben nur bildlich verstanden werden. Und es ist wahr, viele der vornehmsten und gelehrtesten unter den Hindu meinen, sie seien sehr reich und haben gar satt, so daß sie das Evangelium nicht nötig haben. Aber es gibt doch auch manche, die die Last ihrer Sünden und die Eitelkeit der Welt tief empfinden und unter viel Mühsal und Beschwerden Erlösung aus Sünde und Eitelkeit suchen.

Ein solcher Gottsucher war auch Tschadu Bindu Ghose in der Stadt Kalkutta. Als junger Mann wanderte er eines Tages durch die Straßen seiner Vaterstadt. Um einen fremden Prediger geschart, sah er eine Volksmenge stehen, gesellte sich zu der Menge und hörte eine Weile zu. Dann ging er scheinbar gleichgiltig weiter, wie so mancher andere auch. Aber ein Samenkorn war ihm ins Herz gefallen. Die Worte des Predigers hatten in seinem Gewissen Widerhall gefunden und das Bewußtsein seiner Sündenschuld in ihm erweckt. Zum ersten Mal in seinem Leben fiel es dem jungen Mann schwer aufs Herz, daß er ein Sünder sei und sehen müsse, auf irgend eine Weise von seiner Sündenschuld frei zu werden. Ernste Gedanken über das Bedürfnis seiner Seele nach Erlösung bewegten ihn. Aber nach und nach wich das Schuldgefühl wieder und er dachte nicht mehr an die Erlösung seiner Seele.

Nach vielen Jahren, in Gleichgiltigkeit dahin gebracht, kam Tschadu in große Not, und in dieser bösen Zeit wachte das Gefühl seiner Sündenschuld wieder in ihm auf. Er hatte die Worte des fremden Predigers nicht vergessen. Um Ruhe für seine Seele zu suchen, gab er jetzt sein Geschäft und alles auf, verließ Heimat und Angehörige und trat eine Pilgerreise an. Viel eJahre wanderte er von Heiligtum zu Heiligtum, bis er fast ganz Indien der Länge und Breite nach durchzogen hatte. Unermüdlich suchte er nach Erlösung und Frieden für seine Seele, aber nirgends konnte er sie finden. Die Götzen, vor denen er sich niederwarf, und denen er seine Opfergaben darbrachte, konnten sein Flehen nicht hören und ihm keine Erlösung geben.

Nach einiger Zeit versuchte es Tschadu mit dem Brahmo Samadsch, einer religiösen Gesellschaft, die den Götzendienst verwirft und nur an einen Gott glaubt. Hier wurde ihm gesagt, er solle Gottes Gebote halten und ein rechtschaffenes Leben führen. Allein er selbst bekennt später: „Die Erinnerung vergangener Sünden fiel mir auf die Seele und ich hörte eine Stimme in mir: Ohne eine Sühne für deine Sündenschuld mußt du zu Grunde gehen." Enttäuscht kehrte er zurück zu seiner früheren Religion und begab sich wieder auf die Pilgerfahrt. In Benares, der heiligen Stadt der Hindu, besuchte er ihre 2,000 Götzentempel, alle der Reihe nach mit Opfergaben und Gebeten. Aber die Last seiner Sünden blieb auf ihm liegen und sein Herz war so friedlos als je. Müde setzte er sich eines Abends am Wege nieder und seufzte in der Verzweiflung seiner Seele: „Was kann ich noch mehr tun, als ich bisher schon getan habe? Und dennoch habe ich keinen Frieden."

Doch war Tschadu jetzt dem Ziele näher als er ahnte. In seiner Traurigkeit glaubte er eines Tages in seinem Innern eine Stimme zu hören, die ihm sagte, auf diesem Wege werden er den Frieden der Seele nicht finden: er solle umkehren nach seiner Heimat. So kehrte er nach Kalkutta zurück, wo er vor nunmehr 50 Jahren unter der Volksmenge in der Straße stehend die Botschaft vernommen hatte, durch die er zum Bewußtsein seiner Sündenschuld erwacht war. Ach, hätte er doch damals den Prediger gebeten, ihn den Weg zum Frieden und Leben zu zeigen! Wieviel Mühsal und Elend hätte er sich ersparen können! Die Stimme, die er damals vernommen hatte, war freilich indessen im Tode verstummt, aber Gott hatte einen andern Boten gesandt, der nun den müden Wanderer dem zuführen durfte, der allein den Mühseligen und Beladenen Ruhe für ihre Seelen geben kann.

Eines Tages fand Tschadu den Weg in eine Kirche der englisch kirchlichen Mission. Der Missionar, der an jenem Tage predigte, bemerkte bald den Greis im Silberhaar, der mit gespannter Aufmerksamkeit der Predigt folgte von dem Heiland, der für uns Sünder am Kreuz gestorben ist. Nach Schluß des Gottesdienstes trat der Alte an den Prediger heran und rief aus: „Das ist ja gerade das, was ich schon so lange Jahre gesucht habe!" Nach einer kurzen Unterredung erhielt Tschadu eine Bengali-Bibel und ging dann seine Wege. Kaum waren zwei Monate vergangen, als er wieder kam, um dem Missionar zu erzählen, was für einen kostbaren Schatz er in seiner Bibel gefunden habe. Er schien die Schrift so gut zu kennen, als ob er sie sein Leben lang gelesen hätte, und in der Bibel fand er den Heiland, der seiner Seele Ruhe und Frieden gab. Aber würde er auch den Mut finden, den Glauben an dem Herrn Jesum in der Taufe zu bekennen? fragte ihn der Missionar. Tschadu wußte, daß die Taufe für ihn den Verlust der Kaste und all seiner Verwandten und Freunde bedeute. Zwei Tage wollte er sich die Sache überlegen. Zuhause fand er in seiner Bibel das Wort Jesu: „Also auch ein jeglicher unter euch, der nicht absagt allem, das er hat, kann nicht mein Jünger sein." Luk. 14, 33. Das war ihm genug. Schnell entschlossen ließ er sich taufen.

Die vorausgesehenen Proben stellten sich alsbald ein. Von all den Seinigen wurde er verlassen und von den Brahmanen verflucht. Aber er vergalt ihre Fluchworte mit Segenswünschen, und aus seinem Gesicht strahlte dabei die Wonne, die sein Herz erfüllte. „O Sahib," sagte er zu dem Missionar, „die Liebe Jesu hat mein Herz hingenommen." Sein ferneres Leben war so tadellos und gut, daß ihm mit der Zeit die Liebe und Hochachtung der Seinigen, die ihn verstoßen hatten, wieder zuteil wurde. Auch vielen seinen indischen Mitchristen gereichte sein Umgang zur Förderung . Der Missionar schätzte ihn und seine Hilfe sehr und nannte ihn nur den „lieben alten Erzvater." Kurz vor seinem Heimgang schrieb er von ihm: „Der liebe Alte! Erst kürzlich sprachen wir miteinander über jenes bessere Land. Während wir von dem seligen Anblick sprachen, da wir den, der uns erkauft hat, von Angesicht zu Angesicht schauen dürfen, bebte seine Stimme, seine Augen füllten sich mit Tränen und er sagte: „Es ist mir, die Freude, Jesu von Angesicht zu Angesicht sehen zu dürfen, werde so groß sein, daß ich sie kaum werde tragen können."

Bald darauf schied Tschadu Bindu Ghose von hier, um vor seinem Herrn zu stehen. An ihm hat der Herr seine Verheißung erfüllt: „Ich will die müden Seelen erquicken und die bekümmerten Seelen sättigen." Jer. 31, 25. — (Nach C. M. Quarterly Token, aus dem Christl. Botschafter.)

„Siehe, der Bräutigam kommt, gehet aus ihm entgegen."

Eine Jerusalemische Hochzeit.

Salim wollte Hochzeit feiern u. wünschte, daß ich dabei, da er verwaist war, Vaterstelle vertrete. So kam ich zu der Hoch-

zeit. Sie wickelte sich in 4 Abschnitten ab: 1) im Hause der Bräutigams; 2) im Hause der Braut; 3) in der Kirche; 4) wieder im Hause des Bräutigams.

Der Bräutigam wohnte mitten in der Stadt an einem abgelegenen Gäßchen. Eine enge, steile Steintreppe und schmale Gänge führen in die Wohnung. Im Vorraum, einem kleinen, kahlen Zimmerchen, empfing er mich mit Gruß und Handkuß, und führte mich mit meinen Begleitern in seine schon mit Gästen gefüllte Wohnstube. Im Hintergrund derselben saßen auf dem Sopha mehrere griechische Priester in ihren schwarzen Chorröcken und mit einer hohen, schwarzen Priestermütze auf dem Kopf. Die übrigen Gäste, nur Männer und einige Kinder, teils in bunt arabischer Gewandung, teils in europäischer Kleidung; saßen auf Stühlen in buntem Durcheinander. Unter die setzte auch ich mich und redete mit einigen arabischen Bürgern Jerusalems. Es wurden Zigaretten geraucht und Limonade nebst türkischem Kaffee in kleinen Schälchen gereicht. So gingen unter mehr oder weniger lebhaften Gesprächen einige Stunden des Nachmittags dahin, und es begann schon etwas langweilig zu werden, als die Gesellschaft aufgefordert wurde, in das Haus der Braut zu gehen. Man stieg die steile Treppe wieder hinunter, formierte sich zu einem Zug: die Priester gingen voraus, die anderen folgten. Das Haus der Braut war etwa 10 Minuten entfernt. Dem schritt man auf dem traditionellen Leidensweg Christi in feierlicher Prozession zu. Wer derselben begegnete, Männer, Weiber und Kinder, gingen ehrfurchtsvoll aus dem Weg und entboten den Geistlichen den gebührenden Gruß. Der Bräutigam aber war nicht mitgegangen, sondern zu Hause geblieben.

Die Braut wohnte im Christenviertel. Man kam durch die Eingangstür auf einen freien Platz, von dem eine ganz schmale Steintreppe nach oben zu den Wohnräumen führte. Dort wurde man von dem Vater der Braut, einem würdig aussehenden griechischen Priester in den mittleren Jahren in schwarzem Chorrock und hoher Priestermütze begrüßt und in seine Wohnstube geführt. Irgend etwas besonderes zur Ausfüllung derselben, etwa Musik, Deklamationen oder Ansprachen, wurden nicht geboten; aber auch hier fehlte es nicht an Tabak und Tabaksqualm; auch wurde Limonade und Kaffee in den stereotypen kleinen Schälchen mit etwas Gebäck zur Erfrischung gereicht. Hier sollte gewartet werden, bis der Bräutigam mit seinen Freunden kommt, um die Braut heimzuführen. Er kam aber lange nicht. Man saß gelangweilt umeinander herum, die Unterhaltung stockte, man fing an zu gähnen und nach den Vögeln auf den Dächern zu schauen; die Zeit floß langsam dahin. Wäre es Nacht gewesen, so wäre längst einer nach dem andern eingeschlummert, um erst durch den Ruf „auf, der Bräutigam kommt" wieder zu erwachen. Auf diesen Ruf wartete man mit immer steigender Spannung und fragte sich vergeblich, warum er so lange zögere. Endlich, endlich kam die erlösende Kunde: „Er kommt, auf laßt uns ihm entgegen gehen!" Freudig erhob man sich. Jeder der Gäste wurde mit einer Kerze versehen, die man anzündete und wartete, bi sder Zug sich in Bewegung setzte. Die Braut sollte demselben vorangehen. Aber nicht allein, sondern geführt von zwei älteren, besonders dafür auserwählten Männern, womöglich Verwandten, die dieselbe dem Bräutigam entgegen führen sollten. Ich war gebeten worden, einer dieser Brautführer zu sein und wurde darum aufgefordert, mich in das Brautgemach zu begeben. Dort stand die Braut, umgeben von ihren Freundinnen und einer Menge geladenen Frauen und Mädchen, die ihr in dieser Stunde freudiger Erwartung Gesellschaft leisten sollten. Sie war in vollem bräutlichen Schmuck bereit, ihrem Bräutigam entgegen zu gehen, sie mußte nur noch der Landessitte gemäß in ein blendend weißes Tuch, den Isar, gehüllt werden. Anders durfte sie nicht durch die Straßen gehen. In diesem Gewand, aber mit offenem Gesicht, schickte sie sich an, den Zug zu eröffnen. Ich wurde angewiesen, sie unter dem Arm zu fassen und ein Verwandter von Seiten ihrer Familie tat dasselbe. So setzte man sich in Bewegung. Es ging nun mit brennenden Kerzen, die Braut in der Mitte, zuerst die steile Treppe hinab zur Haustüre hinaus, gefolgt von einer großen Schar von Gästen, die alle auch brennende Kerzen in der Hand trugen. Auf der engen Gasse vor dem Haus formierte sich der Zug und setzte sich in Bewegung. Langsam schritt die Braut zwischen ihren beiden Führern und feierlich folgte in ungeordnetem Durcheinander die Schar der geladenen Gäste. Aus den Fenstern an den Seiten der Gasse schauten Frauen und Mädchen heraus und ließen in helljauchzenden, trillernden Rufen ihre Stimme erschallen. Die Freundinnen, die Nachbarinnen, die längst von dem süßen Geheimnis der Braut gewußt, sandten ihr so nach der Landessitte ihren lauten Glückwunsch und Gruß, daß es weithin durch die Straßen und über die Dächer hinweg erscholl. Von rechts und links ließen sie sich hören und beim Weiterschreiten stimmte immer wieder eine neue Gruppe in den jubelnden Chor ein, der das Glück der jungen Braut verkündigte. Ja mancher Orten prasselten Bonbonsgrüße wie Hagelkörner, feine Regen von Kölnischem Wasser und anderes auf den feierlichen Hochzeitszug herab, um besondere Aufmerksamkeit zu bekunden und die hinzukommende Jugend zu erfreuen. So gings kreuz und quer durch die Gassen und endlich in die Christenstraße hinein. Da zeigte sich von weitem schon der Bräutigam mitseinen Gesellen. Die beiden Züge näherten sich allmählich und stießen aufeinander. Da trat der Bräutigam vor; die Brautführer übergaben ihm die Braut feierlich. Er reichte ihr den Arm, um sie nun selbst zu führen. Seine Gesellen und Brautführer hatten ihren Dienst getan, sie traten zurück und ordneten sich in den nachfolgenden Zug ein; und nun gings mitten durch das bewegte Marktgetriebe, an einer langen Reihe offener Kaufbuden vorbei, weiter nach der in derselben Straße gelegenen Kapelle St. Johannis.

Die Johanneskapelle liegt hinter einen schön mit Steinfliesen gepflasterten Hof, über den der Zug in den engen, einfach gehaltenen, geweihten Raum eintrat und ihn füllte. Mitten in derselben stand ein einfacher Tisch. Bänke und Stühle waren nicht vorhanden. Um den Tisch standen ungefähr 6 Geistliche in schwarzem Ornat; nur der, welcher die Trauung ausführen sollte, hatte außerdem noch einen gestickten Leibrock. Vor die stellte sich das Brautpaar auf und rings im Kreis Kopf an Kopf die Hochzeitsgesellschaft. Eine lange Liturgie in arabischer Sprache wurde verlesen. Alle 6 Priester teilten sich in diesen Dienst. Es war eine schöne, sinnreiche Liturgie, durchflochten von passenden Abschnitten aus der Heiligen Schrift. Die Geistlichen wurden in ihrer Amtshandlung durch hierzu berufene blinde Männer begleitet, die regellos zwischen die Liturgie hinein in kräftigem Baß den Gebetsruf „Herr erbarme dich" von Zeit zu Zeit einflochten. Oft stimmte in diesen die ganze Gemeinde ein. Lange dehnte sich die Liturgie aus, immer wieder unterbrochen durch das monotone „Herr, erbarme dich". Sie ging schließlich in die Abendmahlsliturgie über, an die sich nach der Sitte der griechischen Kirche die Darreichung des Heiligen Abendmahls an das Brautpaar anschloß. Endlich kam die Trauung selbst an die Reihe. Auf dem Tisch hinter dem Priester lagen zwei Kronen aus gelbem Metall. Der Priester er-

griff eine derselben und sprach, zu dem Bräutigam gewendet: „Krönung des Knechts Gottes Salim mit der Magd Gottes Anise, im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes." Bei der Nennung des Namens des Bräutigams berührte mit der Krone die Stirne desselben und bei der Nennung des Namens der Braut ihre Stirne, und setzte sie dann auf das Haupt des Bräutigams. Hierauf ergriff er die zweite Krone, wiederholte dieselben Worte unter Einhaltung derselben Zeremonie an die Braut gewendet und setzte dann auch ihr die Krone auf. Dem gekrönten Ehepaar hielt dann der Priester das heilige Buch zum Kuß vor und beide küßten es ehrfurchtsvoll. Sie waren nun für dieses Leben unauflöslich verbunden. Dieser Moment mußte besonders maskiert werden. Von unsichtbarer Hand wurde von oben herab eine Menge Bonbons, die sich über den ganzen Boden der Kirche rasselnd verteilten auf die feiernde Gemeinde hinabgeworfen. „Herr erbarme dich unser," fielen die Blinden ein: die anwesenden Kinder aber warfen sich auf den Boden und sammelten hastig, was sie zusammenraffen konnten. Dabei ging die Liturgie unentwegt weiter.Ein Priester wehrte den Kindern mit heftigen Gestinkulationen und erhobener Hand, aber es half nichts, die ganze Aufmerksamkeit der andächtigen Zuhörer war verflogen, wobei das Auftreten der Geistlichen selbst nicht wenig beitrug. Die amtierenden Priester jedoch ließen sich nicht aus der Fassung bringen, sie lasen aus ihrem großen Buch weiter und weiter und die Blinden begleiteten sie mit dem Ruf „ja rabb irham, Herr, erbarme dich". So ging die Feier allmählich zu Ende. Ma nlöschte die Kerzenlichter aus, ein lästiger Qualm erfüllte den ganzen Raum und man war froh, wieder in die freie Luft treten zu dürfen. Mancher hatte auf seinem dunklen Gewand die sehr deutlichen Spuren der tropfenden Wachskerzen aus der Kirche mitgenommen. Das hinderte aber niemand, sich auf's neue in den entstehenden Zug einzureihen und nun zur Hochzeitsnachfeier in das Haus des Bräutigams mitzuwandern. Dort saß man wieder wie bei der Vorfeier, plaudernd rauchend, Kaffee und Wein trinkend um einander, bis es Abend wurde und sich jeder in sein Gedinge zurückzog. — Bote aus Zion.

Der verborgene Mensch des Herzens.

Sie wohnte lange mir gegenüber, sie im vierten, ich im dritten Stock. Aber ihre niedrige Fensterreihe war fast in gleicher Höhe mit der meinen, und die schmale Gasse gestattete sehr wohl einen Einblick durch dieselbe in die dahinterliegenden Räume. Gleichwohl war es nicht die Bewohnerin, welche zuerst meine Aufmerksamkeit fesselte, sondern die ungewöhnlich üppig gedeihenden Topfgewächse, welche an einem Fenster standen. Ich liebe die Blumen sehr, habe aber leider wenig Glück mit ihnen, und so konnte ich zuweilen den heimlichen Wunsch nicht unterdrücken, die kräftigen, schönen Pflanzen möchten mein Zimmer schmücken. Seltsamerweise verschwand jedesmal ein Topf, sobald dessen Inhaberin anfing, ihre volle Blütenpracht zu entfalten. Wo sie nur bleiben mochten? Unwillkürlich aber wandte mein Interesse sich allmählich von den Blumen auch ihrer Pflegerin zu; ich begann immer eifriger, ihr Tun und Treiben zu beobachten und meine Schlüsse über sie selbst zu ziehen. Anscheinend hatte ich es mit einer noch jungen Dame, vielleicht in den ersten Zwanzigern zu tun. Ihre Züge boten wenig Außergewöhnliches; ihr Anzug war stets sehr sorgfältig, wenn auch einfach. Morgens gegen neun Uhr, wenn ich mich aufmachte, zu irgend einer Sitzung eines Vereins, dem ich als Vorstandsmitglied angehörte, oder zu Krankenbesuchen, oder zu Bitt- und Sammelgängen für Zwecke der inneren und äußeren Mission, sah ich drüben die Vorhänge häufig noch geschlossen; das Fräulein ruhte wohl noch. Kam ich nachmittags nach Hause, saß sie meistens über ihrem Stickrahmen, zuweilen auch über ein Buch (höchst wahrscheinlich einen Roman) gebeugt. Doch auch bei diesen Beschäftigungen schien sie wenig Stetigkeit zu besitzen; oft verschwand sie für kürzere oder längere Zeit vom Fenster. Ausgehen sah ich sie freilich nie; aber das mochte wohl abends spät geschehen. Besuche empfing sie ebenfalls nicht. Nur einmal hatte ich einen Herrn mit ihr am Fenster gesehen, welcher offenbar auch ihre Blumen bewunderte, und beobachtete dann, daß derselbe öfters das Haus betrat, ja noch einen andern Männerkopf erblickte ich einmal im Hintergrunde des Zimmers.

Alle diese Entdeckungen und noch andere gaben meiner anfänglich guten Meinung von meinem Gegenüber einen gewaltigen Stoß. Recht häufig sah ich nämlich einen Konditorjungen in dem Hause verschwinden, und nach einiger Zeit tauchte dann stets dessen weiße Mütze drüben im Zimmer wieder auf. Also eine Näscherin war sie auch! Mein Interesse, welches freilich kein wohlwollendes mehr war, trieb mich, bei meinen vielen Bekannten Erkundigungen über die Dame einzuziehen; aber niemand kannte sie, oder wußte etwas von ihr. Wie sollte man denn auch? Sie war in keinem Verein beteiligte sich an keinem Wohltätigkeitswerk, besuchte keine unserer religiösen Versammlungen, keine Bibelstunden, ja, nicht einmal die Kirche, das alles stand fest.

So war denn das Resultat meiner Beobachtungen ziemlich leicht, und wie ich glaubte, mit ziemlicher Sicherheit ziehen: Sie war ein alleinstehendes, vermögendes Mädchen, welches, wie so viele ihresgleichen, ihre Tage mit geschäftigem Müßiggang, ihre Abende mit der Lust dieser Welt vertändelte. Damit aber war sie zugleich ein Gegenstand meiner christlichen Fürsorge geworden, und ich erkannte es je länger, desto mehr, als meine heilige Pflicht, alles daran zu setzen, diese arme Seele zu retten. Welch eine schöne Kraft konnte dann gewonnen werden, vielleicht im Diakonissen - Beruf oder für eine andere Arbeit im Weinberg des Herrn.

So machte ich mich denn eines Nachmittags auf, meinem Gegenüber einen Besuch abzustatten. Die Einrichtung des Zimmers entsprach ganz meiner Erwartung: Sie war einfach, aber äußerst geschmackvoll. Seine Bewohnerin erschien jedoch in der Nähe um mindestens zehn Jahre älter. Die Wangen waren bleich, um den Mund lag ein eigentümlicher Zug, den ich mir nicht gleich zu deuten wußte; aber die Augen redeten eine desto verständlichere Sprache. Unwillkürlich mußte ich die meinen wie schuldbewußt niederschlagen vor diesem festen, klaren und doch so innigen Blick, und meine so wohl überlegte Anrede blieb mir völlig in der Kehle stecken. Wahrscheinlich bemerkte sie meine Verlegenheit; denn ohne ein Wort von mir abzuwarten, führte sie mich mit ungekünstelter Freundlichkeit zum Sofa und sagte: „Es ist sehr liebenswürdig von Ihnen, Fräulein T., daß Sie mir zuerst einen Nachbarbesuch machen; ich wäre Ihnen denselben für immer schuldig geblieben." —

„Sie gehen wohl nicht viel aus, mein Fräulein?" bemerkte ich, um nur etwas zu sagen. Ich konnte mich noch immer nicht in die gehabte Täuschung finden.

„Eigentlich nie," erwiderte sie. „Ich kann meinen kranken Vater nicht verlassen; doch ich bin kein Fräulein, sondern eineWitwe, und heiße Zöllner." Dann an ihren Stickrahmen zurückkehrend, fügte sie in wahrhaft kindlicher Weise bittend hinzu: „Nicht wahr, Sie nehmen es nicht übel, wenn ich meine Arbeit wieder auf-

nehme! Sie wird heute abend abgeholt und ich kann jetzt, da mein Vater schläft, sie nett zu Ende führen; sonst werde ich oft gestört. Dabei läßt es sich aber wunderschön plaudern, und ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie mir diese seltene Freude recht lange gönnten."

Nein, ich nahm es gewiß nicht übel. Mit immer steigender Teilnahme blickte ich in das liebe, stille Antlitz und sagte: „So jung noch, und schon Witwe? Das ist ja sehr traurig." „Ja, schon seit sechs Jahren," entgegnete Frau Zöllner. „Meine Ehe zählte nur nach Stunden. Als wir am Abend unseres Hochzeitstages hierher reisten, erhielt mein lieber Mann bei einem Eisenbahnunfall so schwere Verletzungen, daß ihm nur noch Zeit blieb, sein Testament zu machen und von mir für dieses Leben Abschied zu nehmen."

Ich drückte der armen Frau, der die Tränen über die bleichen Wangen liefen, voll aufrichtigen Mitgefühls die Hand und sagte dann: „Wie gut, daß sie nun doch ihren Vater bei sich haben. Aber er ist krank sagen Sie, und schon lange?"

Da erschien wieder der eigentümliche Zug um ihren Mund und viel deutlicher als vorher; er redete von einem tiefen, aber still getragenen Kummer.

„Mein Vater ist er eigentlich nicht," hob sie dann wieder an. „Meine Mutter heiratete ihn, als wir Kinder schon alle erwachsen und von Hause waren. Kurz nach dem Tode meines armen Mannes starb auch meine Mutter, und da nahm ich den schon damals von einem unheilbaren Rückenmarksleiden befallenen, fast ganz hilflosen Kranken zu mir."

Sie sagte das so einfach, natürlich, als ob es das Allerselbstverständlichste wäre; aber mir enthüllten die wenigen Worte eine ganze Geschichte von Leiden und Opfern selbstverleugnender Liebe. Ich wußte, was die Pflege solcher Kranken bedeutet. „Haben Sie denn niemand, der sie bei der Wartung und Pflege unterstützen könnte?" fragte ich. „Verwandte keine," erwiderte die junge Witwe, „und eine Wärterin zu halten, dazu fehlen mir die Mittel. Ich allein könnte wohl eben mit meiner kleinen Pension (mein Mann war Beamter) auskommen. Aber die durch die lange Krankheit und die notwendige Pflege verursachten Ausgaben nötigten mich, durch Handarbeiten einen kleinen Nebenverdienst zu suchen. Ich bekomme die Kunststickereien auch recht gut bezahlt, und ich bin dadurch imstande (und dabei verklärte ein wunderbar lieblicher Freudenschimmer das stille Antlitz), eine kleine Liebhaberei des Kranken für Kuchen und sonstige Süßigkeiten zuweilen befriedigen zu können.

Bauen.

Vor einem baufälligem Häuschen saß ein altes Paar und sonnte sich. Der Mann richtete seinen Blick über die Landstraße auf einen großen, stattlichen Neubau, der dort für seinen Sohn errichtet wurde. Die Frau beobachtete ebenso aufmerksam zwei kleine Kinder, ihre Enkel, die auf einem Sandhaufen spielten und da gleichfalls so gut sie konnten, ein Haus errichteten.

„Das wird länger stehen als das unsrige!" sagte der alte Mann befriedigt von dem Neubau.

„O weh, da fällt's zusammen!" rief die alte Frau gleichzeitig aus, als sie den Sandbau der Kinder einstürzen sah. Die beiden Alten wechselten einen Blick und lächelten. Sie verstanden sich immer schnell.

„Wir bauen hier so feste
Und sind doch fremde Gäste . . ."

begann der Greis sinnend, doch er ward durch ein Geschrei der Kinder unterbrochen. Der Knabe beschuldigte das Schwesterchen, den Bau eingestoßen zu haben und sie kamen, sich bei den Großeltern zu beklagen. Die Worte des Alten hallten noch im Ohr des Knaben.

„Sag's noch 'mal, Großvater," bat er.

Der Greis wiederholte seine Worte.

„Wir bauen hier so feste,
Und sind doch fremde Gäste."

sprach nun das Kind nach, doch zögernd und ungläubig, da der Spruch nicht auf den verfallenen Sandbau paßte.

„Wie dein Sandhaus wird auch dereinst jener Prachtbau verfallen, mag er jetzt noch so fest gebaut sein!" erklärte der Greis, „und daß wir hier auf Erden nur Gäste sind, die früher oder später wieder fort gehen, wirst du noch später begreifen, und daß unsere wahre Heimat nicht auf Erden, sondern im Himmel ist!"

Die Kinder hatten nun keinen Sinn mehr für ihr Sandhäufchen. Staunend und nachdenklich blickte der Knabe auf den Riesenbau und dann zum Himmel empor, und auch dem kleinen Mädchen war es feierlich zu Mute.

„Wer auf Gott vertraut,
„Hat auf keinen Sand gebaut."

sagte die Großmutter, um auch ein gutes Wort dazu zu tun.

Die beiden Sprüche hafteten wie Samenkörner in gutem Boden, in der Seele der Kinder und das kleine Ereignis gehörte zu jenen Erinnerungen, die unauslöschlich einprägen, um gelegentlich mit der Leuchtkraft eines Sterns im verdunkelten Dasein aufzublitzen.

Die Großeltern waren längst gestorben, ihr Häuschen war verschwunden. Die Enkel standen — nun selbst die alten Leute — vor dem stattlichen Hause, das fast noch so schön und fest wie in ihrer Jugend war. Sie hatten es veräußern müssen, da es eingerissen werden sollte, um einer Eisenbahn Platz zu machen. Alle Welt bedauerte das alte Geschwisterpaar, das noch zu guterletzt das gewohnte, traute Heim räumen mußte. Man sprach vorsichtig mit ihnen, um sie nicht zu verletzen. Sie aber lächelten sich an.

„Weißt du noch," sagte der alte Bruder, „was der Großvater damals sagte?"

„Ja, ich weiß: Wir bauen hier so feste und sind doch fremde Gäste!" erwiderte die Schwester sinnend. „Einerlei, wo wir auf Erden Unterkunft haben, bleibt uns doch der Himmel als Heimat offen!"

Und sie gingen getrost von hinnen.

Vereinigte Staaten

California.

Reedley, Cal., den 27. Oktober 1915. Wir hatten in letzter Zeit lieben Besuch von Kansas. Es waren Bruder Jacob E. Peters, Peter E. Schröder, Peter Siebert, H. D. Willems und D. Thiessen. Alle waren sie von Inman. Sie haben viel von California gesehen. Wir waren alle glücklich mit den Brüdern und der Herr segnete uns. Wir hatten den 24. Oktober noch alle zusammen bei A. D. Willems ein Abschiedsfest, wozu sich noch verschiedene Geschwister eingefunden hatten. Wir waren auch glücklich, wenn Scheiden auch Schmerzen macht. Montag fuhren die Geschwister ab, weiter dem Westen zu und von der Ausstellung wollten sie noch Oregon und Idaho besuchen und dann auf dem Rückwege auf verschiedenen Plätzen anhalten. Bitte, wiederzukommen!

Jetzt sind Geschwister Isbrandt Harder von Lehigh, Kans., hier. Wir sind froh, wenn wir Besuch haben.

Das Wetter ist hier noch immer schön, wie es ja gewöhnlich in California ist.

Gestern war ein sehr großes Begräbnis. Gust. Enman war gestorben im Alter von 43 Jahren und 1 Monat. Er hinterläßt seine Frau und neun Kinder. Es war für die Familie schwer, den Gatten und Vater zu verlieren; aber wie gesagt wur-

de, dann ist er selig gestorben, und das ist ja ein großer Trost für die, welche zurückbleiben.

Hier in Reedley werden jetzt Erweckungsversammlungen abgehalten. — Noch ein Gruß an alle Leser von

Jakob Neufeld.

Kansas.

Inman, Kans., den 31. Oktober 1915. Werter Editor! Ich will heute ein paar Zeilen für die Rundschau einsenden. Vom Wetter kann ich berichten, daß es sehr schön ist, so daß wir Farmer jetzt schnell vorankommen können. Der meiste Weizen ist gesät und kommt schön auf. Das Dreschen ist auch bald beendet und der Ertrag ist gut. Die Cornernte fällt auch gut aus.

Letzten Freitag, den 29 Oktober waren wir bei Johann A. Siemens auf der Hochzeit ihrer Tochter Tina und des Jakob C. Wiens (Sohn des Kornelius Wiens). Hoffentlich schickt jemand einen umfangreichen Bericht ein. Heute waren wir bei Heinrich A. Heidebrechts auf der Hochzeit ihrer Tochter Liese und Jakob W. Wiens (Sohn des Abraham A. Wiens). Br. C. C. Heidebrecht eröffnete die Feier mit Lesen von Ps. 16, 5. 6; 73, 25. Er betonte besonders das persönliche Verhältnis zu Gott. Br. Peter Flaming hielt dann die Festrede über Matth. 2, 10, wo der König seinem Sohne Hochzeit machte und zur Stunde die Einladung ergehen ließ. Aber die Gäste wollten nicht kommen. Dann schickte der König aus und brachte sie um. Also wird es auch am Ende der Welt gehen. Wer all die Einladungen zu Jesu zu kommen, nicht annimmt, der wird zur Linken gestellt werden. Br. P. P. Buller von Alexanderwohl sprach über Phil. 2, 2. Er machte uns und besonders das betreffende Paar aufmerksam auf das Einigsein und in der Liebe einander entgegenkommen, wie das im Eheleben so schön ist. Aelt. Klaas Kröker las Gal. 6, 2 und machte noch etliche passende Bemerkungen. Er verlas auch die Eheregeln aus Eph. 5, 22—23 und vollzog den Trauakt. Dann wurden dem jungen Ehepaar noch Glückwünsche dargebracht, von Großvater Peter Heidebrecht Ps. 121, von Br. A. A. Wiens, Bertha Heidebrecht und Jakob Heidebrecht. Aeltester Abr. Ratzlaff hielt das Schlußgebet und sprach den Segen. Dann wurde noch die ganze Versammlung mit einem Mahl bedient. Abends sollte auch noch ein Programm ausgeführt werden, wozu wir aber nicht blieben. Lehrer Abraham Albrecht sollte eine Ansprache halten. Zwei Quartetts sangen zwischen den Ansprachen schöne Lieder.

Gruß von

John J. Pauls.

Michigan.

Auburn, Mich., den 3. November 1915. Dem Editor und den Lesern die besten Grüße wünschend, will ich nach längerem Schweigen wieder der Rundschau etwas mitteilen. Mag sein, daß es einigen von Interesse ist. Das Wetter ist sehr angenehm; seit zwei Wochen hatten wir keinen Regen. Die Straßen sind trocken und gut fahrbar, passend zum Fahren der Zuckerrüben u.s.w., was denn auch in aller Eile betrieben wird. Dreschen ist auch beinahe beendigt. Nur Bohnen werden noch mit dem Bohnendrescher gedroschen. Der Ertrag der Bohnen ist sehr schlecht, über die Hälfte hat Stockflecken, die vom allzunassen Wetter herrühren. Sie haben deswegen doch einen hohen Preis, schon etwas über drei Dollar das Buschel bezahlt. Kartoffeln waren schon $1.00 das Buschel, sind aber ein wenig im Preise gefallen, weil auf Sandboden ergiebige Ernten erzielt wurden, die jetzt eingebracht werden. Ein paar Nächte hatten wir auch ziemlich starken Frost, der alles übrige zur schnellen Reife brachte. Sonst aber sind warme Tage mit viel Wind, der stets aus dem Westen bläst. Arbeit ist bei einem jeden, der nur arbeiten will, in Hülle und Fülle.

Nun will ich auch ein wenig von anderem berichten. Da der hiesige Prediger von der deutschen Baptistengemeinde außer seiner Gemeinde noch der in Bay City und Pinkannig an verschiedenen Sonntagen vorstehen muß, so hatte ich auch Gelegenheit, Sonntag, den 24. Oktober eine Reise nach Pinkannig zu machen und die dortige Gegend zum ersten Mal in Augenschein zu nehmen und mit der dortigen kleinen Gemeinde bekannt zu werden. Was die Gegend und Bodenbeschaffenheit anbetrifft, wurde ich über alles Erwarten zufrieden gestellt. Sehr ebene Lage, keine Berge noch Hügel. Alles eben, soweit das Auge sehen kann. Der Boden sehr geeignet für Weizen, Zuckerrüben und Corn, welches auch gut gerät. Dabei sind gute Verkehrswege. Zwei Hauptverkehrsbahnen laufen durch und eine Zweigbahn der Michigan Zentral geht mitten durch das Pinkannig Township nach Gladwin Co. Dann ist da eine sehr gute Steinstraße, die von Ost nach West die ganze Gegend durchschneidet. Nun hier wäre mit etwas Kapital eine sehr aussichtsvolle deutsche Ansiedlung ins Leben zu rufen. Es sind auch sehr viele Verkaufsstellen da, meistens sind es canadische, eingewanderte Franzosen, die sich vor langer Zeit dort ansiedelten, als alles noch Wald war und es viel Wild zu erlegen gab. Damals wurde ein Schlendrianleben geführt, jetzt aber, da der Deutsche sich hin und wieder anbaut und gute Fortschritte macht, schöne Gebäude baut und gute Umzäunung herstellt, der Franzose aber in seiner Blockhütte nicht vorwärts kommt, so behagt es ihm unter den „Dutchmans“ nicht mehr. Ich wurde dort auf das allerfreundlichste von den Baptistenbrüdern aufgenommen und das Willkommen war ein herzliches. Da ist Friedrich Schmidt, auch ein Rundschauleser, bei dem wir einkehrten. In seinem Hause wird auch die Versammlung abgehalten. Br. Schmidt hat eine Extra-Stube der kleinen Gemeinde zur Verfügung gestellt, doch aber wäre ihnen mit einer kleinen Kirche besser gedient. Es werden auch schon Vorschläge gemacht, eine Kirche zu bauen. Auch sind da einige, die sich Evangelische Brüder nennen. Diese benutzen mit den Methodisten gemeinschaftlich eine Kirche. Auch lutherische sind eine ziemliche Anzahl vorhanden, die ihre Kirche in der Stadt Pinkannig haben. Der Gottesdienst wurde morgens bei Bruder Schmidt von Prediger Mehreis geleitet und war gut besucht. Auch abends wurde um halb acht Uhr Andacht gehalten, die aber schwach besucht war. Nach Beendigung des Gottesdienstes wurde uns von Geschwister Schmidt bekannt gemacht, daß nächsten Sonntag, den 31. Oktober, in ihrem Hause Hochzeit stattfinden werde. Ihre älteste Tochter Emma hatte sich verlobt mit Rudolph Strefling von Colman, Wis. Derselbe hat dort eine Käsefabrik. Auf diese Weise wurden wir auch zum Hochzeitsfest eingeladen. Es war der Geburtstag der Braut, ihr Hochzeitstag und die silberne Hochzeit der Eltern. So hat sie der gütige Gott 25 Jahre lang treu im Eheleben geführt. Dieses wichtige Ereignis wurde in gebührender Weise gefeiert. Der Einsender nebst Frau und seinen zwei Töchtern, Martha und Bertha, waren auch zugegen, und noch mehrere aus Beaver hatten der Einladung Folge geleistet. Prediger Mehreis hielt eine gute, eindrucksvolle Rede und betonte sehr die Vermäh-

lung der geistlichen Braut mit Jesum. Seiner Predigt legte er den 45. Psalm zu Grunde, der sehr treffend ausgelegt wurde. Der ganze Festtag verging unter Gesang und unterhaltenden Gesprächen sehr schnell; auch durfte ich die Bekanntschaft mit Bruder Jerke und dessen Frau nebst Sohn und dessen Frau machen. Diese waren von Gladwin zum Hochzeitsfest erschienen. Selbiger gehört zur Mennoniten-Brüdergemeinde. Br. Jerke sprach den Wunsch aus, daß ich die Brüder in Gladwin besuchen möchte, was ich auch tun werde, aber erst, wenn die größte Arbeit vorüber ist. Ihr könnt euch gefaßt darauf machen. Ich will mir eure Gegend, die mir bis jetzt noch unbekannt ist, auch ansehen. Ich grüße euch alle im Voraus, werde euch, so Gott es zuläßt, persönlich kennen lernen.

Zum Schluß nochmals zu Geschwister Schmidt! Wir danken sehr für die gütige und freundliche Aufnahme, die gute Bewirtung, die ihr allen Gästen zuteil werden ließet. Der Herr wolle euch segnen und alle Wege mit euch sein. Schade, daß wir so früh abbrechen mußten; wir hätten noch einen schönen und geselligen Abend mit einander haben können. Nun es muß auch so gut sein. Vielleicht ein ander Mal mehr. Möge der Herr das junge Ehepaar segnen und ihnen nahe sein, das ist unser aller herzlicher Wunsch.

Die Familie Kaweck.

Nebraska.

Beatrice, Neb., den 2. November 1915. Von lieben, freundlichen Besuch, der uns hier erfreut hat, ist von hier zu erzählen. Die Freunde Heinrich Dick und Witwe Allert aus dem Staate Washington besuchten ihre Heimatsgemeinde, in welcher die ersteren eine liebe Tochter verheiratet haben. Schon lange sehnten sie sich auch nach den Gottesdiensten ihrer Heimatkirche, in der sie einst unterrichtet und getauft, auch getraut worden waren. Wir durften mit ihnen zusammen am Sonntag, den 17. des vorigen Monats das heilige Abendmahl genießen. Es hat ein Segen auf diesen Besuchen geruht.

Unserm lieben 79jährigen Aeltesten hat der liebe Gott Kraft und Stärke geschenkt, im Segen das heilige Mahl auszuteilen und auch am Tage darnach zur Westlichen Distrikt Konferenz in Brudertal abzureisen, auch der Predigerkonferenz vorher beizuwohnen. Von dort ist er aber erkältet heimgekehrt und ist jetzt schwer erkrankt. Doch wir hoffen, daß es mit Gottes Hilfe ihm langsam besser gehen wird.

Dann hat uns Rev. J. B. Töws aus Mt. Lake, Minn., mit seiner lieben Frau besucht und auch in unserer Stadtkirche Gottes Wort verkündigt. Interessant hat uns Frau Töws dann so manches aus ihrer Heimat erzählt, auch von unsern Glaubensgenossen im südlichen Rußland, wie sie, die in großem Reichtum dort leben, in diesem Kriege all ihr Hab und Gut verloren haben.

Ein frohes, liebliches Hochzeitsfest ist am 30. vor. Mts. in unserer Gemeinde gefeiert worden, in dem großen, schönen Hause unserer Glaubensgeschwister Jakob Klaaßen in der Stadt wurde deren älteste Tochter Margarethe mit Johannes D. Görtz aus Kansas von unserm Prediger J. K. Penner zum Bunde der heiligen Ehe eingesegnet. Der Trautext war dieser: „Zuletzt, liebe Brüder, freuet euch, seid vollkommen, tröstet euch, habt einerlei Sinn, seid friedsam, so wird der Gott des Friedens mit euch sein." Und wurden wir auch auf die Gemeinschaft in der Gemeinde aufmerksam gemacht. Das prächtige Heim der Brauteltern war mit schönen Blumen und lieblichem Grün geschmückt und das Treppengeländer mit Eichenlaub, welches der Herbst bunt gefärbt hatte, geschmackvoll verziert. Gesang von schönen Liedern wechselte mit Aufsagen von lieblichen Gedichten aus Kindesmund ab, und erhöhten die Freude des Festes. Die Eltern des Bräutigams und noch mehrere nähere Verwandte desselben wohnten dem Feste bei und weilen zum Teil noch unter uns.

An demselben Tage ist auch ein Silberhochzeitsfest in unserer Gemeinde gefeiert worden. Es sind die Glaubensgeschwister Johannes und Anna Epp in Hoag. Letztere ist die älteste Tochter unsers Glaubensbruders Abraham Reimer, früher Hoag, jetzt in West-Beatrice wohnend.

Der viele Regen während der Erntezeit hat die Ernte sehr erschwert und verzögert, doch ist der Ertrag jetzt beim Dreschen befriedigend und der Preis nach Wunsch. Vom Corn werden 50 bis 60 Buschel vom Acker gepflückt.

Mit freundlichem Gruß an alle Leser,

Andreas Wiebe.

Oregon.

Dallas, Oregon, den 1. November 1915. Lieber Bruder Wiens! Es ist noch nicht lange her, als ich einen Bericht einsandte, und muß es heute wieder tun, aber es ist diesmal eine Trauerbotschaft. Unsere liebe Tochter Anna wurde Mittwoch, den 13. Oktober krank an Lungenfieber, den 14. riefen wir den Doktor. Sie hatte auch ein kleines Pickel am Kinn, und es fand sich Blutvergiftung dabei. Sie bekam ein sehr dickes, hartes Gesicht und hatte sehr große Schmerzen. Sie bereitete sich gleich in den ersten Tagen vor zum Sterben, was uns auffiel und auf tiefe Gedanken lenkte; aber Gott sei Lob und Dank, daß sie es tat, und die Freude am Herrn und Heiland empfing; denn in den letzten Tagen wäre es unmöglich gewesen, weil sie dann große Not hatte und fast immer irre war. Wie gut ist es doch, sich in gesunden Tagen bekehren! Es ging auch sehr schnell mit ihr zu Ende. Dienstag, den 19. Oktober, ein Viertel nach 8 Uhr ging sie heim, um ewig bei dem Herrn zu sein. Sie hat den Heiland inniglich gebeten, er solle sie doch heimholen. Der Schmerz für uns ist groß.

Sie ist also 6 Tage schwer krank gewesen. Den 20. Oktober war ihr Begräbnis. Sie ist alt geworden 14 Jahre weniger fünf Tage. Sie hinterließ uns den Trost: Droben sehen wir uns wieder!

D. D. Reimers.

Eine Reisebeschreibung.

Die Leser werden sich erinnern, was ich über mein Land bei Lake Charles, Louisianna geschrieben habe. Das waren meine Ansichten. Nun habe ich erfahrene Brüder dort gehabt, Männer, die mit großem Erfolg hier gewirtschaftet haben, die viel gereist sind, die große Familien haben, wie Br. A. W. Reimer, Canton, Kans. (Alexanderwohl), und Herman Entz, Whitewater, Kans. — Brüder, die für sich selbst Land suchen, das nicht so teuer ist wie daheim u.s.w., und diese Männer nun pflichten mir bei, ja gehen weiter und sagen, ich hätte ihnen vorher noch nicht genug erzählt von den Vorteilen da unten. Und so komme ich nun und lade andere Brüder ein, sich die Gegend auch anzusehen. Ich weiß, die Farmer waren, soweit ich sie getroffen habe, diesen Sommer sehr beschäftigt; doch nun gilt es Ernst zu machen.

Also, was fanden diese Brüder dort unten? Nun zuerst von dem Augenblick, da man die Texasgrenze überschreitet, durch Oklahoma kommend, intensives Farmen, sehr teures Land. Man erkundigt sich mehr und findet dort uralte deutsche Kolonien, die ganze Townships einnehmen,

und das, bis man sich Houston auf ca. 40 Meilen nähert. Da sieht man meistens Viehwirtschaft. Kurz vorher passierten wir Rosenberg, 65 Meilen vom Golf entfernt. Vor Jahren siedelten sich dort Mennoniten an, weit von der Stadt, auf undrainiertem Lande bei schlechten Landstraßen. Dann kam der Golfsturm vor 15 Jahren und die Kolonie löste sich auf. Heute sahen wir dort eine blühende Gegend; feine Kunststraßen, intensives Farmen, u. der letzte Sturm schien dort keinen Schaden angerichtet zu haben, wie nur die Baumwolle etwas zerrissen.

Innerhalb 26 Stunden, nachdem wir Newton verlassen hatten, waren wir in Houston, Tex., wo wir übernacht blieben, um am Morgen frühe via So. Pac. nach Lake Charles zu fahren, wo wir Mittags ankamen. Nachmittags nahm uns einer der Eigentümer des Landes, ein Deutscher, hinaus auf's Land. Die Kunststraßen, welche das County, in dem Lake Charles liegt, durchziehen, sind wohl unübertrefflich, und so führt auch solche Straße uns zum Lande. Da sahen wir nun schon Meilen von neuen Wegen. Jede Meile legt man Wege durch unsere 40,000 Acres Strecke, und trotzdem es wenige Tage vorher über drei Zoll geregnet hatte, waren dieselben in vorzüglicher Verfassung; erstens, weil sie auf's beste hergestellt waren, und zweitens weil der Boden sehr durchlässig ist, was ich bitte, ins Auge zu fassen, denn wir haben dort 55 Zoll Regen im Jahr und keinen Zoll zu viel, da wir Winter und Sommer ernten.

Ja, an dem Boden, sahen auch die Brüder, war nichts auszusetzen. Der war sehr kräftig, von 18 Zoll bis drei und mehr Fuß tief porös. Auch an der „Drainage", die man nun unter Aufsicht der besten Ingenieure angefangen hat, war nichts zu tadeln, und da dies Land in der unmittelbaren Nähe eines schiffbaren Flusses liegt und von tiefen Creeks durchzogen ist, sahe man da, daß die Naturverhältnisse hier unvergleichlich besser waren, wie man es in Texas gesehen hatte.

Die äußerste Ecke des Landes stößt an einen schiffbaren Kanal und man findet dort verschiedene alte Ansiedlungen, viele Farmen; und Corn und Zuckerrohr sahen sehr gut aus. Weiter nach dem Golf zu sahe man Tausende von Acres Reisland, die mit Wasser aus artesischen Brunnen gespeist wurden, und die den vielen Hocken nach zu schließen, ungeheure Erträge zu geben versprachen. Diese Ansiedlungen sind ehemalige Heimstätten, und man farmt dort schon ca. einhundert Jahre, und der Boden schien noch nicht nachgelassen zu haben. Nach genauerer Einschau fanden wir folgendes: Reiches Land, vorzügliche Straßen, gesundes Klima, das sah man den Leuten dort an, die nicht im geringsten schlaff oder kränklich aussahen, und man erzählt sich von großen Kuren von Asthma, Rheumatismus, ja Schwindsucht — unvergleichlich gute Märkte. Korn durchschnittlich bringt 40 Buschel per Acre und preist $1.00 per Buschel. Winterhafer 40 Buschel per Acre, preist 85 Cents per Buschel. Zuckerrohr, wenn man Molasses macht, bringt 200 Galonen zu 50 Cents. Die Zuckerfabrik steht schon da. Kartoffeln 200 Bucheln per zu 50 Cents; Broomcorn, Milo-Maize, Soudan-Gras u.s.w. u.s.w. Zwei Ernten das Jahr. Naturgras ist vorzüglich und Silage wächst beständig, daher beste Gelegenheit für Viehzucht und wer Milchwirtschaft betreiben will, bekommt 10 Cents per Quart in der Stadt. Federvieh hat hohen Preis. Doch genug!

Wozu in den Norden ziehen, wo man ein Jahrzehnt und länger gebraucht, bis man solche Städte hat — nie solche Märkte. Man braucht hier nicht viel Land, da man zweimal erntet, und dem tüchtigen Anfänger mit wenigen Mitteln, helfen wir, da die Eigentümer reich sind und eben nur gute Farmer haben wollen. Kommt mit, seht es euch an; billige Reise. Ihr seid frei, umherzugehen, wo ihr wollt, und zu sehen, wen ihr wollt. Schreibt nach einem Zirkular und stellt Fragen an J. H. Penner, Newton, Kans.

P. S. Wir haben uns selbst überzeugt, daß die Golfstürme hier nicht gewütet. Wir haben keine Swamps gefunden und, obgleich wir dicht am See wohnten, nur vereinzelte Moskitos.

Schuster bleib bei deinem Leisten.

Es ist in den gegenwärtigen Zeiten sehr lehrreich zu beobachten, wie viele Eltern bemüht sind, ihren Kindern eine Ausbildung zu geben, die weit über ihren Stand hinausgeht. Wir müssen lächeln, wenn Luther seine lieben Deutschen mit grobkörnigen Worten straft und sie kräftig mahnt, daß sie ihre Kinder doch nicht wie das liebe Vieh aufwachsen, sondern etwas Rechtes lernen lassen sollten. Dies brauchte er heute nicht mehr zu sagen. Im Gegenteil, er würde jetzt tausendmal zurufen: „Um Gottes willen, ihr Väter und Mütter, haltet ein mit euren Segnungen!" Denn ungezählte sind jetzt darauf aus, die Kinder äußerlich über ihre Verhältnisse hinauszuheben, wenn sie sich auch dabei das Blut aus den Fingern saugen müssen, und wenn sie auch oft bei Nachbarn und Verwandten die Erfahrung machen können, daß die Kinder, an die die Eltern alles gewandt haben, um sie zu gebildeten Kindern zu machen, nachher so eingebildet und innerlich so ungebildet werden, daß sie zum Dank dafür ihre Eltern, die weniger gelernt haben, verachten odervon oben herunter mitleidig ansehen. Da fehlt es eben an der rechten Herzensbildung, die nur Gott geben kann durch sein Wort und durch Seinen Geist.

Da ißt so ein armer Bauer jahrelang kein Fett auf dem Brot, um seinen Sohn studieren zu lassen, und die Frau eines Beamten stickt und näht sich die Finger wund, damit ihre Töchter das Seminar besuchen können und dann als „Damen" vor der Welt gelten. Solche Liebe ist scheinbar rührend, aber sie ist doch nicht die richtige. Sie beruht in der Regel auf einer grenzenlosen Eitelkeit. Ganz gewiß meinen wir nicht, daß Kinder der unteren Stände von den sogenannten höheren Lebensstufen ausgeschlossen sein sollen, haben doch manche der größten Geister und der gesegnetsten Männer in Kirche und Staat den Weg von unten nach oben gemacht und es ist gut, daß heutzutage für einen hochbegabten Menschen Wege vorhanden sind, so daß er, wenn er will, etwas Tüchtiges werden kann.

Aber geradezu ein Unglück ist dieser allgemeine Trieb nach möglichst hoher verstandesmäßiger Bildung und möglichst hoher Rangstufe. Die Folgen sind für jeden deutlich, der Augen hat zu sehen. Es hat niemals so viel verfehlte Existenzen gegeben wie heute, es war nie ein solcher Ueberfluß von studierten Leuten, Künstlern u.s.w., wie jetzt. Natürlich müssen sie den unwürdigsten Kampf ums Dasein führen, der nur denkbar ist, während man tüchtige Handwerker mit der Laterne suchen muß. Menschen, die in drei, vier Sprachen korrespondieren, Zeitungsartikel schreiben, in Volksversammlungen große Reden halten, von denen wimmelt es nur so; aber bald wird es keine Leute mehr geben, die Stiefel putzen, Essen kochen, Hausarbeit tun, mit einem Wort, dienen wollen, und doch ist kein Beruf so gering, daß er nicht durch treue Pflichterfüllung ein ehrenwerter werden könnte. Den Hut ab vor jedem Dienstmädchen und Dienstknechte, die treu und gewissenhaft ihre Pflicht tun! — (Br. Botsch.)

Die Mennonitische
Rundschau
Herausgegeben vom
Mennonitischen Verlagshaus
Scottdale, Pennsylvania.

Entered at Scottdale P. O. as second-class matter.

Erscheint jeden Mittwoch.

Preis für die Ver. Staaten $1.00; für Deutschland 6 Mark; für Rußland 3 Rbl.

Alle Korrespondenzen und Geschäftsbriefe adressiere man an:
C. B. Wiens, Editor.
SCOTTDALE, PA.
U. S. A.

17. November 1915.

Editorielles.

— Unser deutscher Familienkalender wird demnächst fertig sein.

— Der Bibelkalender, welcher voriges Jahr so viel Anklang fand, ist wieder für das kommende Jahr fertig, und seine innere Ausstattung übertrifft die frühere.

— Wenn es sich so verhält, daß Deutschland noch zwischen 9,000,000 und 10,000,000 Mann im Alter von 18 bis 45 Jahren zur Verfügung hat und die Deutschen bis auf den letzten Mann den Kampf gegen ihre Feinde fortzuführen gedenken, wenn es ihnen nicht früher gelingt, diese zu besiegen, dann muß, um bald Friede zu werden, auf den Schlachtfeldern entweder sich das Kriegsglück der Seite der Gegner zuwenden, oder diese müssen den Gedanken, die Deutschen niederzuringen, aufgeben und sich als besiegt erklären.

— Auch der größte Reichtum kann nicht vor Krankheit und Leiden schützen. Der große amerikanische Finanzmann J. P. Morgan war leicht an Blinddarmentzündung erkrankt und, um einer Wiederholung der Krankheit vorzubeugen, wurde er den 29. Oktober operiert und der berühmte Appendix entfernt. Morgans Allgemeinbefinden nach der Operation war derart, daß man auf seine schnelle Wiederherstellung rechnet. Dies letztere ist erfreulich zu hören, ist aber sicher keine Folge seines Reichtums.

— Die „Evangelische Zeitschrift" sagt: „Das große Bedürfnis der heutigen Zeit sind Männer und Frauen voll Glaubens, voll solchen Glaubens, der sie zu einem Salz für ihre Umgebung, zum Segen für die Welt macht, solchen Glaubens, der die Allmacht erfassen kann, und so die Welt in Bewegung setzt." — Also ist es nicht ganz gleich, was man glaubt, wie manche meinen; sondern, daß man glaubt, was die Heilige Schrift zu glauben uns bietet, und dies zu glauben von ganzem Herzen.

— Wir haben schon mehrere Bestellungen auf unsere Familienkalender erhalten. Da diese Kalender aber noch nicht ganz fertig sind, doch nächstens gedruckt und dann verschickt werden, so bitten wir die Besteller um etwas Geduld. Da wir auch wieder in dieser Nummer unsere Prämienliste bringen, mit dem Familienkalender obenan, so machen wir darauf aufmerksam, daß solche Leser, die ihr Abonnement auf die Rundschau für das nächste Jahr erneuern wollen und den Kalender gewählt haben, dies nicht aufzuschieben brauchen, weil derselbe noch nicht fertig ist, denn wir werden uns ihre Namen notieren und den Kalender sobald als möglich schicken.

— Es ist wieder einmal die Rede davon gewesen, alle Eisenbahnen unseres Landes, die gegenwärtig mit Dampf betrieben werden, in kurzer Zeit in solche umzuwandeln, die durch Elektrizität betrieben werden. Versuche in dieser Richtung haben sehr günstige Resultate ergeben, und besonders wird hervorgehoben, daß dabei die Zahl der Betriebsunfälle wesentlich verringert werde. Ob diese Aenderung in der gedachten Ausdehnung sich so bald ausführen lassen wird, ist noch etwas zu früh zu entscheiden. Doch wenn dadurch die Zahl der Unfälle herabgesetzt würde, wäre es wirklich zu wünschen, wenn damit bald ein Anfang gemacht werden würde und es nicht bloß bei Berechnungen bliebe.

— China schüttelte vor einigen Jahren das „Joch" der Monarchie ab und bildete seitdem eine Republik, die aber bis heute nicht recht gedeihen wollte. Jetzt heißt es, daß wieder geändert werden soll; man will wieder eine Monarchie haben. Unsere Regierung soll im Stillen die Hoffnung hegen, daß dieser Wechsel sich nicht vollzieht, wenigstens noch nicht bald. Wir kommen bei dieser Nachricht wieder auf den oft ausgesprochenen Gedanken, daß die Republikanische Regierungsform wohl der monarchischen vorziehen ist, aber nicht unter allen Umständen. Sie paßt nicht für jedes Volk, wenigstens nicht in jedem Stadium seiner Entwickelung. Und dies hat man in China wahrscheinlich während der kurzen Zeit seiner republikanischen Regierung einsehen gelernt.

— Der „Christliche Bundesbote" berichtet: „Leider ist im Hause unseres Missionars P. J. Wiens das Scharlachfieber eingekehrt und er und seine Familie sind von allem Verkehr abgesperrt. Zwei Kinder waren krank und er selbst unwohl. Selbst brieflicher Verkehr ist ihm untersagt." — Der „Unser Besucher" erzählt darüber wie folgt: „Missionar P. J. Wiens kam von der Konferenz heim und fand seine Familie unter Quarantäne wegen Scharlachfibers. Nun ist er daheim und erhält Anfragen von verschiedenen Gemeinden, daß er kommen und Missionsvorträge bei ihnen halten möchte. Es ist ihm aber nicht möglich zu kommen und er darf gegenwärtig auch nicht Briefe aussenden. So kann er die Anfragen nicht beantworten."

— Einen guten Rat gibt der „Lutheraner" seinen Lesern. Er sagt: „Wir beantworten natürlich nicht alle Fragen (Fragen, die den Krieg betreffen), z. B. nicht Fragen militärischer Natur, sondern nur Fragen, die das Gewissen und Gottes Wort betreffen, oder in Gottes Wort entschieden sind. Ein Christ muß sich daran gewöhnen, das, was in der Welt vorgeht, und ihm durch die Zeitungen berichtet wird, nach Gottes Wort zu beurteilen. Wenn er das nicht tut, so kann ihm das Zeitungenlesen nur schaden, und es wäre ihm viel besser, daß ihm nie eine Zeitung zu Gesichte käme. Er wird ohne Anwendung christlichen Urteils durch die Zeitungen nur verwirrt. Es ist sehr zu empfehlen, daß jeder Christ von Zeit zu Zeit eine Generalprüfung in Bezug auf sein christliches Urteil *in der Weise* anstellt, daß er bei jeder Notiz die Reden und Taten der Menschen berichtet, sich fragt: Was sagt mein großer, unfehlbarer, wirklicher Geheimrat, nämlich Gottes Wort dazu?" David sagt bekanntlich von Gottes Wort: „Deine Zeugnisse sind meine Ratsleute." Ps. 119, 24." — Es ist nur zu wahr, daß die vielen Zeitungsberichte dazu angetan sind, irre zu führen. Die Zeitungen werden gelesen, um über den

Stand der Zeit unterrichtet zu sein, aber sie sind, besonders jetzt, ein starkes Mittel des Feindes unserer Seelen, unser Interesse zu stehlen und für die Dinge dieser Welt zu gewinnen. Selbstprüfung und Wachsamkeit sind daher not.

— Der Präsident hat unter seinen vielen wohl oft nicht gerade sehr angenehmen Aufgaben auch solche, deren Ausführung ihm weder Kopfzerbrechen machen, noch Sorgen in Bezug seines religiösen oder politischen Gewissens bereiten dürften. So liegt es ihm ob, alljährlich das Datum für den nationalen Danksagungstag zu bestimmen und denselben zu proklamieren, obgleich es seit Jahren jedermann bekannt ist, daß dies Fest stets auf den letzten Donnerstag des Monats November fällt. Man hofft wahrscheinlich, daß durch diese Aufforderung des Präsidenten unseres Landes dem Herrn für empfangene Wohltaten ein Dankfest zu feiern, angeregt, die Bevölkerung mehr und ernstlicher trachten wird, dieser ihrer Pflicht nachzukommen. Wir haben jedes Jahr genug Grund, unserm himmlischen Vater zu danken, aber in diesem Jahre — wollen es nicht vergessen! — hat er uns noch eine besondere Gnade erwiesen. Unser Land befindet sich zur Zeit noch im Frieden mit den Nachbarn und mit allen Nationen, mit denen wir irgendwie in Verbindung stehen oder in Berührung kommen, und dies trotzdem, daß um uns her Krieg tobt, und, wie wir oft sehen mußten, Mächte von innen und außen ihr Möglichstes taten, uns mit in den Strudel zu ziehen. Der Danksagungstag ist bereits auf den 25. November festgesetzt, und mancher Truthahn oder anderes Geflügel wird schon für den wichtigen Tag abgesondert, entweder um auf den Tisch des Eigentümers als Festessen zu erscheinen, oder zugerichtet und verkauft zu werden. Der Danksagungstag soll ein Tag der Freude sein, darin stimmen alle überein; nur ist man darin nicht einig, worin die Freude bestehen, und wie sie sich äußern soll. Bei vielen besteht sie in dem Genuß der irdischen Güter und äußert sich in fleischlicher Weise, wogegen die andern im Blick auf die irdischen Gaben die Liebe erkennen, welcher wir den Empfang und den Besitz dieser Güter verdanken, und in Wirklichkeit von Herzen dankbar sind und ihre Dankbarkeit im Sinne des Evangeliums zum Austrag bringen. — Geben ist seliger denn Nehmen.

Aus Mennonitischen Kreisen.

H. P. Unruh, Avon, S. Dak., schreibt: „Von hier ist zu berichten, daß das Wetter sehr schön ist. Der große und viele Regen ist vorbei. Das Dreschen ist sozusagen beendet. Kornbrechen ist an der Tagesordnung. Die Kornernte ist mittelmäßig. Der Gesundheitszustand ist wie gewöhnlich. Ein freundlicher Gruß an die große Rundschaufamilie. H. P. Unruh."

David K. Hiebert, Chinook, Montana, schreibt: „Wir haben hier eine gesegnete Ernte gehabt, dem Herrn gebühret die Ehre. Es haben hier in der Nachbarschaft noch nur wenige gedroschen, weil hier herum nicht genug Dreschmaschinen sind. Jetzt aber sind vier Stück in der Nähe, eine ist letzte Woche von Nord-Dakota hergekommen. Folglich wird es jetzt vorwärtsgehen. Es soll nächste Woche, wenn der Herr schönes Wetter schenkt, sehr gedroschen werden. Uns hat es sozusagen geglückt; haben schon vor einem Monat gedroschen. Der Ertrag war sehr gut, 42 Buschel Winterweizen vom Acker; und Hafer 65 Buschel. Nur schade, daß wir nicht mehr eingesät hatten. Hatten nur 9 Acres von jedem. Wir sind jedoch sehr dankbar für das, was wir bekommen haben; für das nächste Jahr haben wir aber 19 Acres Winterweizen eingesät und noch 11 Acres fertig zum Frühjahr. Johann D. Hiebert von Henderson, Neb., ist gegenwärtig hier. Er hat sich 240 Acres schönes Land genommen und will morgen anfangen Haus zu bauen. Er hat alles nötig Bauholz auf seinem Platz liegen. Sobald er fertig ist, will er nach Mt. Lake, Minn., wo seine Frau und Kinder auf ihn warten. Sollten diese ihn hier aber mit einmal überraschen, würde er sehr froh sein und gleich hier bleiben. Nebst Gruß, D. K. H."

Einladung.

So es des Herrn Wille ist, wurde bestimmt, die Hauptkonferenz des Menn. Aid Plan den 19. und 20. November 1915 in Mountain Lake, Minn., abzuhalten. **Jedes Mitglied ist freundlich eingeladen.** Wenn möglich, sollte jeder Staat oder Provinz Vertreter senden.

D. J. Mendel,
General Secretary.

Was eine Mutter vermag.

Es ist Bemerkenswert, wie viel eine echte Mutter zu tun vermag, welch nachhaltigen Einfluß sie auf ihre Kinder ausüben kann. Viele große Männer haben davon erzählt. Folgende Beweise davon fanden wir irgendwo in einem Wechselblatt, was uns der Mühe eigenen Sammelns und Abschreibens überhebt.

Lessing verdankte die Gründlichkeit seines Wesens, seiner verständigen und allezeit liebevollen Mutter.

Bekannte Tatsache ist, daß Göthe sich des Einflusses der herzigen Mutter auf die Bildung seines Gemütes und seines Charakters wohl bewußt war, wenn er sagt:

„Vom Vater hab' ich die Natur,
Des Lebens ernstes Führen,
Vom Mütterchen die Frohnatur
Und Lust zum fabulieren."

Ebenso wiederholte der berühmte Kant gerne, daß er der frommen Sorgfalt seiner Mutter viel verdankte. „Ich werde," sagte er, „es nie vergessen, daß sie den Keim zum Guten gelegt hat, das in mir ist."

„Die Zukunft des Kindes ist immer ein Werk seiner Mutter," sagte Napoleon, und wiederholte gerne, daß er seiner Mutter verdanke, so hoch zu stehen.

Chr. F. Neander, an dessen herrlichen Liedern: „Nicht um ein flüchtig Gut der Zeit" oder: „So fließen unsere Tage hin" und anderen viele Millionen Christen sich schon erbaut haben, erzählt von sich selbst, wie nichts so entscheidend für sein ganzes Leben gewesen sei, als der tiefe Schmerz seiner Mutter nach dem Tode des Vaters. Der Anblick seiner weinenden, auf den Knieen liegenden Mutter machte einen bleibenden, unauslöschlichen Eindruck auf ihn. In der Stunde der Versuchung schwebte ihm das Bild seiner schmerzlich bewegten Mutter vor und er sagte sich: Nein, um deinetwillen soll die Teure keine Tränen vergießen. In der Freude fand er das rechte Maß und im Schmerze den nötigen Trost, wenn das Bild seiner betenden Mutter vor seine Seele trat, und noch als Greis erzählte er, wie diese Erinnerung ihn zu manchen seiner Lieder begeistert habe.

Chr. Fürchtegott Gellert, der fromme Sänger und Lehrer des Volkes, rühmte es später laut, daß er die ersten und tiefsten religiösen Eindrücke von seiner Mutter erhalten habe, welche sich durch christliche Demut auszeichnete und fleißig im Gebet war.

Noch am Ende seiner Laufbahn sprach

Hebel von seiner Mutter: „Der Segen ihrer Frömmigkeit hat mich nie verlassen. Sie hat mich beten gelehrt, mich gelehrt, an Gott glauben, auf Gott vertrauen, an seine Allgegenwart denken."

Joseph Victor v. Scheffel äußerte selbst einmal in kindlicher Verehrung seiner leider zu früh verstorbenen Mutter zu einem Freunde: „Wenn sie meine dichterische Art begreifen wollen, dann müssen sie den Grund nicht in meinem Leben suchen — d asist sehr einfach verlaufen. Es kam alles von innen heraus. Meine Mutter hätten sie kennen müssen: Was ich Poetisches in mir habe, das habe ich von ihr."

Mit rührender Gefühlswärme spricht Rosegger, einer der gefeiertsten Schriftsteller der Gegenwart, von seiner Mutter: „Meiner lieben, guten Mutter, die mit ihrem reichen Schatze von Sagen, Märchen und Liedern den Funken in mir entfacht, hegte und pflegte, in sich eine Welt von Poesie trug, ihr, meiner unvergeßlichen Zauberfee, danke ich alles, durch ihr inniges, gemütliches Walten wurde mein Pfund gehoben." „Das beste in mir — Ich habe es von ihr," — rühmt er an einer anderen Stelle von seiner Mutter.

Das Perikleiische Zeitalter.

Von E. Burn.

Unter dem perikleiischen Zeitalter versteht man die Zeit, in welcher Athen seine höchste Macht nach außen und seine schönste Blüte nach innen erreichte. Diese Zeit erstreckt sich von 468 bis 429 vor Christi und erhielt ihren Namen von Perikle, einem berühmten Staatsmann, der damals lebte.

Perikles erblickte das Licht dieser Welt im Jahre 495 vor Chr. Sein Vater war der große Sieger von Mycale. Schon als Knabe verriet Perikle große Talente und hohe Bildungsfähigkeiten und entwickelte sich auch demgemäß, und ob er wohl von hoher Abkunft war, so war er dennoch volkstümlich in seinem Wesen und stellte sich auf die Seite der Demokraten; ja, als er zu Jahren gekommen war, wurde er ihr Haupt. Um dieselbe Zeit geschah es, daß sein Gegner Cimon verbannt wurde, und nun kam Perikles an das Staatsruder. Er lenkte dasselbe als gefeierter Redner und Staatsmann vierzig Jahre so kräftig und glücklich, daß Athen an Macht, Wissenschaft und Kunst alle anderen Staaten überstrahlte. Zwar waren die Wohnungen der Bürger einfach; desto kraftvoller waren die Tempel, die Gymnasien, die Hallen und Theater. Die Hauptwerke ihrer Kunst waren auf der Burg vereinigt. Im nördlichen Teil der Stadt erhob sich nämlich ein steiler Hügel, zu dessen Gipfel eine Anzahl schöner Treppen führte. Auf diesem Hügel befand sich die Burg, ein großer, geräumiger Platz der mit einer Mauer umgeben war. Eine entzückende Aussicht bot sich hier dem Auge dar. Hier die Stadt und das Gewühl der Menschen, dort das Meer mit Schiffen und Kähnen weithin besät. Unter anderem befand sich auf der Burg auch ein prächtiger Tempel, in welchem die Bildsäule der Schutzgöttin Ardenna in voller Rüstung mit Helm, Schild und Speer war. Dreißig Fuß hoch war sie, von blendem Gold und Elfenbein. Phidias war ihr Schöpfer.

Zu den berühmtesten Malern jener Zeit gehören Zeuxis und Parrhasius. Einst wetteiferten sie mit einander in ihrer Kunst. Zeuxis malte Trauben so natürlich, daß die Vögel kamen und an ihnen pickten. Nun brachte auch Parrhasius sein Meisterstück, das mit einem dünnen Vorhang überzogen war. „Ziehe doch den Vorhang weg!" sagte Zeuxis. Da lachte Parrhasius, denn das Gemälde selbst war der Vorhang. So täuschte einer nur Vögel, der andere aber einen großen Künstler. Ein ander Mal malte Zeuxis einen Knaben mit Weintrauben auf dem Kopfe. Wiederum kamen Vögel und pickten daran. Sogleich nahm Zeuxis das Gemälde weg und sagte beschämt: „Die Trauben habe ich besser gemalt als den Knaben, sonst würden sich die Vögel wohl vor ihm gefürchtet haben."

So war Athen die Sonne Griechenlands, wo sich die Gelehrten aufhielten und all diese Größe war hauptsächlich das Werk des Perikles. Durch sein würdevolles Benehmen, sowie durch seine große Beredsamkeit hatte er alle Herzen für sich gewonnen. Das sonst herrschsüchtige Volk ließ sich von ihm leiten. Was er riet, geschah; wen er anklagte, der wurde verurteilt. Von ihm sagten die Athener: „Er trägt den Donner un dBlitz auf der Zunge", und nannten ihn den Olympier, d. h., den Himmlischen. Unter diesem Manne erreichte Athen einen solchen Höhepunkt von Wissenschaft etc., daß die Aemter durch's Los verteilt werden konnten. Jeder war regierungsfähig.

Aber wie die Blume gerade in ihrer schönsten Blume dem Verderben nahe sein kann, so auch Athen. Im Gefühl ihrer Größe wurden die Athener immer stolzer und behandelten ihre Bundesgenossen immer übermütiger. Somit fingen die verschiedenen Staaten an, die Athener zu hassen, besonders die Spartaner, welche ihre Hegemonie an die Athener verloren hatten. Endlich kam es zum verhängnisvollen Krieg, 431, welcher 27 Jahre wütete, und Griechenland ganz zerrüttete. Der Kampf war zugleich ein Kampf der Verfassungen, in dem sich die meisten aristokratischen Parteien den Spartanern angeschlossen, während die meisten demokratischen Staaten sich an Athen lehnten. Anfangs wechselte das Kriegsglück, indem bald die Athener, bald die Spartaner siegten und sich gegenseitig ihre Ländereien verwüsteten. Das größte Unglück für Athen war jedoch die Pest, welche im zweiten Jahre des Krieges ausbrach und Tausende von Menschen in das Grab stürzte. Alle Künste des berühmten Arztes Hippokrates waren da erfolglos. Als Ursache der Pest erklärte man endlich, die Brunnen seien von den Peloponesern vergiftet worden. Anfangs rief man die Götter um Hilfe an, aber die konnten so wenig helfen wie Baal auf Karmels Höhen. Als keine Erhörung erfolgte, ergriff Verzweiflung die Menschen. Jeder sah den Tod vor Augen und wollte geschwind noch einen Schurkenstreich verüben, ehe das Ende kam. Schreckliche Dinge wurden begangen. Auch Perikles fiel als ein Opfer der Pest, 429. Sein Trost auf dem Sterbelager war, daß kein Athener seinetwegen Trauerkleider angezogen haben während seiner Lebenszeit. Mit ihm schien alle Herrlichkeit Athens zu Grabe getragen. Der Gerber Kleon riß nun die Regierung an sich und setzte den Krieg fort. Nachdem er aber nach einer Schlacht auf der Flucht getötet wurde, gelangte Nicias an das Staatsruder und schloß nun den Frieden des Nicias. Demzufolge hatten die Staaten eine kurze Zeit Ruhe.

Anwendung.

1. Bildung allein kann den Menschen nicht vor dem Verderben bewahren. Mit all ihrer berühmten Bildung fielen die Griechen endlich dem Verderben anheim. Wenn der Mensch gerettet werden soll und gerettet bleiben soll, so muß er Jesum von Nazareth nachfolgen und die Kraft des Evangeliums erfahren.

2. Ein Reich, das unter einander uneinig ist, kann nicht bestehen. Nur in Vereinigung liegt Stärke. Solange die Griechen zusammenhielten, konnte sie niemand besiegen. Durch Zwietracht kamen sie zum Fall. Auch die christliche Kirche

muß vereinigt sein, um von einem Sieg zum anderen zu gehen.

(Ev. Magazin.)

Weiteres über Armenien.

(Nach Zions-Pilger.)

Zur armenischen Revolution unter Leitung des Dreiverbandes schreibt No. 11 von Sonnenaufgang: „Zum besseren Verständnis der ganzen Lage ist es notwendig, daran zu erinnern, daß bei der Einführung der Verfassung in der Türkei im Jahre 1908 auch das armenische Volk an eine bessere Zeit glaubte. Als dann dreiviertel Jahre später, im Frühjahr 1909 die furchtbaren Massakers im Westen Kleinasiens ausbrachen, die fast 30,-000 Armeniern das Leben kostete, schwand im armenischen Volke jede Hoffnung auf eine dauernde Besserung seiner Lage. Ein einflußreicher Armenier, der nach der Verfassungszeit vollständig auf dem Boden des Jungtürkentums stand, hat 1911, da ich ihn über seine antitürkische Gesinnung befragte, erwidert: „Ich habe meine Quittung für meine Türkenfreundschaft erhalten, da mein Schwiegervater auch ein Opfer dieser Massakers geworden ist." Der Ermordete war ein hochangesehener Mann, der sich mit Politik in keiner Weise befaßte. — Im Wilajet Wan macht sich schon durch eine ganze Reihe von Jahren hindurch eine starke revolutionäre Bewegung bemerkbar, die von dem benachbarten Rußland geschürt und unterhalten wurde. Rußland betrieb aber zugleich eine rege Hetzarbeit an den Kurden, und es war ib mdarum zu tun, daß sowohl durch Aufstand der Kurden als der Revolutionäre die Provinzen in einen solchen Zustand des Aufruhrs gebracht würden, daß sich ihm ein triftiger Vorwand zum Eingreifen bot. Bei dem Anmarsch der Russen hat sich eine ganze Reihe armenischer Banden dem russischen Heere angeschlossen. Während es in den Dörfern dem türkischen Militär und den Kurden gelang, die armenische Bevölkerung niederzuwerfen, gelang ihnen dies in der Stadt Wan nicht, wohin sich die Revolutionäre zurückgezogen hatten, und wo das ganze armenische Viertel in eine Festung verwandelt worden war. Als schließlich die russischen Truppen in die Nähe von Wan gekommen waren, mußte das türkische Militär abziehen, worauf bis zum Eintreffen der Russen völlige Anarchie herrschte. Unsere Missionsstation hat während dieser fast einen Monat dauernden Kämpfe mehr als zweitausend Personen Unterkunft und Zuflucht gewährt. In den westlichen Wilajets hat sich ein kleiner Teil der armenischen Bevölkerung der türkischen Obrigkeit widersetzt. Durch französischen Einfluß und englische Versprechungen, denen ein Teil der Armenier leider ein nur zu williges Ohr geschenkt hat, glaubten diese, daß nun di eZeit der Befreiung gekommen sei. Als Strafe hat die türkische Regierung die zwangsweise Abtransportierung der Bevölkerung dieser armenischen Ortschaften befohlen, wodurch eine große Zahl völlig Unschuldiger mit den Schuldigen leiden müssen. Unsere Geschwister, die dieser so plötzlich hereingebrochenen Not mit völlig leeren Händen gegenüberstanden, haben telegraphisch um Ueberweisung von Geldmitteln gebeten und eine Anzahl Kinder, die von ihren Müttern nicht mehr mitgeschleppt werden konnten, aufgenommen und versorgt. Auch sonst haben sie nach besten Kräften alles getan, um die Not der in die Verbannung Ziehenden zu lindern.

Die ihr aus Gottes Macht durch den Glauben bewahret werdet zur Seligkeit. 1. Petr. 1, 5.

Sein Rat ist wunderbarlich und erführt es herrlich hinaus. Jes. 28, 29.

Nahrung und Ernährung.

Von Dr. E. F. Fish.

Man soll nicht essen, wenn man schlecht fühlt.

Man esse niemals, ohne Appetit zu haben.

Wer richtig essen will, darf nicht zu viel essen und muß die Speisen gut kauen. Das Ueberessen zeigt sich durch verschiedene körperliche Leiden an, wie saurer Magen, Säure im Mhagen, Sodbrennen usw. In der Regel deutet dies an, daß man zu viel Brot oder Kartoffeln, in andern Worten, zu viel stärkehaltende Nahrung genossen hat. Man verschafft sich Linderung und verhütet solche Unbequemlichkeiten, wenn man eine oder zwei Mahlzeiten versäumt und täglich nur einmal stärkehaltige Nahrung genießt und zwar in der einfachsten Form: geröstetes Brot mit Butter bestrichen und dazu ein Glas Milch.

Wenn man den Magen mit stärkehaltiger Nahrung und Fleisch überlastet, d. h., mehr ißt, als der Magen verdauen kann, so stellt sich das bekannte „Rülpsen" ein. Ist die Verdauung schlecht und nicht auf zu viel Nahrung zurückzuführen, so liegt die Ursache darin, daß die Säureabsonderung des Magens nicht hinreicht. Ein Stück von einer Orange oder Zitrone verschaffen in diesem Fall Linderung, um aber zu verhindern, daß sich das Leiden wieder bemerkbar macht, sollte man es vermeiden, stärkehaltige Nahrung und Fleischspeisen zugleich zu genießen.

Viele Menschen klagen über ein ohnmächtiges, mattes Gefühl, nachdem sie ei-

nige Tage lang gefastet haben. Dies bedeutet Vergiftung an, und die Patienten werden dann wegen Nervenzerrüttung und Blutarmut behandelt. Hysterie und Nervenschwäche, wenn sie anhalten, selbst wenn der Leidende das Bett hütet, sowie das Gefühl der Müdigkeit, wenn man sich erhebt, sind die Folgen von Vergiftungen durch die Nahrung. Straffheit der Nerven zeigt dies in allen Fällen an. Das Gefühl, als müsse man die Glieder bewegen, und wenn man sie bewegt doch keine Linderung verspürt, deutet Entnervung an. Das Verlangen, zu schreien, sich die Haare zu ziehen, um sich Linderung zu verschaffen, sowie das Gefühl, etwas Dessperates zu tun, oderverzweifeln zu müssen, sind die Folgen von Ueberreizung. Viele Aerzte verschreiben in solchen Fällen „gute nahrhafte Speisen", ich sage aber: Ruhet aus, esset nichts, das reizt; fastet oder esset wenig, in anderen Worten: Die Enthaltsamkeit führt hier zur Genesung.—L.

Nur still!

Von Julius Sturm.

Nur still, mein Herz, im Stillesein
Liegt große Wunderkraft,
Wenn dir Versuchung, Sorg' und Pein
Viel tausend Aengste schafft. —
Nur still, nur immer still!

Du weißt ja, Gott ist dir nicht fern
Als Burg und Sch ld und Hort,
Und freundlich leuchtet dir als Stern
In dunkler Nacht sein Wort. —
Nur still, nur immer still!

Bedenk', es muß gelitten sein,
Noch bist du nicht verklärt;
Nicht einer ging zum Himmel ein,
Den nicht das Kreuz bewährt. —
Nur still, nur immer still!

Mit Gott geh' schweigend ein und aus
Durch Regen, Nacht und Wind;
Zuletzt führt er ins Vaterhaus
Zu sel'ger Ruh sein Kind. —
Drum still, nur immer still!

Des Farmers Anteil.

Aus einer Tabelle, welche zusammengestellt wurde, um es zu veranschaulichen, wie viel der Farmer von jedem Dollar erhält, den die Konsumenten für Lebensmittel bezahlen, geht hervor, daß der Farmer von jedem Dollar durchschnittlich 60 Cents erhält, während 40 Cents vom Zwischenhandel verschlungen werden. Von der Butter bekommt der Farmer 70 Cents, von Eiern 69c, vom Vieh 53c, von Kar-

toffeln 54c, vom Schlachtgeflügel 45c und von der Milch 37½c von Dollar.

Bei vielen Produkten ist des Farmers Anteil noch bedeutend geringer. Während man in den großen Städten für die minderwertigsten Aepfel bis zu 25c das Peck bezahlen mußte, bot man dem Farmer weniger als 25c das Buschel für die besten Aepfel. Geräucherten Speck kauft man auf dem Lande für a. 15c das Pfund, in den Städten bezahlt man bis zu 30c. In den Pfirsich und Traubengegenden verfaulen die köstlichsten Früchte, tonweis, in den Städten wurden solch hohe Preise verlangt, daß man sich die Finger ableckte, und für eine kleine Kanne voll eingemachten Tomatos bezahlen die Städter oft mehr als die Gärtner für ein ganzes Buschel bekommen.

DieFarmer klagen darüber, daß bei der Viehzucht nichts mehr zu verdienen ist, daß dies der Fall ist, zeigt u. a. der Umstand, daß unser Viehbestand nicht größer wird; wäre Geld in der Viehzucht, so züchteten die Farmer mehr Vieh. Trotzdem werden die Schlächter und die Wurstfabrikanten von Jahr zu Jahr reicher.

Man mag von Antitrustgesetzen schreiben und sprechen so viel man will, Wandel kann erst geschaffen werden, wenn sich die Konsumenten einerseits, und die Producenten anderseits zusammenschließen, damit die Farmprodukte direkt umgesetzt werden können.

Die du mir gegeben hast, die habe ich bewahret. Joh. 17, 12.

Ermahnet euch selbst alle Tage, so lange es heute heißet. Hebr. 3, 13.

Amtlich aus Berlin.

Berlin, den 1. Nov. 1915. (Ueber London.) Der folgende amtliche Bericht wurde heute veröffentlicht:

Oestlicher Kriegsschauplatz: Heeresgruppe von Hindenburg: Unsere beiderseits der Eisenbahn Tukkum—Riga vorgehenden Truppen stürmten die russischen Stellungen und erreichten die Linie Raggasem—Kemmern—Jaunnes, westlich von Schlock. Der Feind unternahm einen Gegenangriff, wurde jedoch zurückgeworfen. Westlich und nordwestlich Dünaburgs wurden starke feindliche Angriffe abgewiesen. Die Schlacht erreichte besondere Heftigkeit zwischen den Seen Swenton und Ilsen, wo sie an manchen Punkten noch andauert. Ein Versuch des Feindes, nördlich des Sees Dryswiaty vorzubrechen, mißlang unter schweren Verlusten.

In der Nähe von Olai wurde ein feindliches Wasserflugzeug zur Landung gezwungen. Pilot und Beobachter gerieten in Gefangenschaft.

Kämpfe bei Baranowitschi.

Heeresgruppe Prinz Leopold von Bayern: Oestlich von Baranowitschi wurde ein russischer Angriff abgeschlagen, nachdem es zum Handgemenge gekommen war.

Heeresgruppe von Linsingen: Die Lage ist allgemein unverändert geblieben. Ein russischer Gegenangriff nördlich von Komarow blieb erfolglos.

„Armee von Bothmer: Aus der Richtung von Burkanow wurden unsere Truppen in der Nähe von Sienkowice, an der Strija angegriffen. Die Kämpfe sind dort noch nicht zum Abschluß gekommen.

Westlicher Kriegsschauplatz.

In der Champagne unternahmen die Franzosen imlauf des Nachmittags bei Tahure einen Gegenangriff, der jedoch abgeschlagen wurde. Der Hügel von Tahure, den unsere Truppen am 30. Oktober gestürmt hatten, blieb fest in unseren Händen. Die Zahl der Gefangenen hat sich auf 31 Offiziere und 1577 Mann erhöht.

In der Gegend von Combres kam es zu heftigen Nahkämpfen.

Ein feindlicher Aerolan wurde südlich von Tahure am 30. Oktober abgeschossen, der damit einen sechsten Flieger außer Gefecht gesetzt hat. In der Umgebung kam es zu mehreren Luftkämpfen, die einen für die Deutschen günstigen Verlauf nahmen.

Kriegsnachrichten.

Rom, den 1. November 1915. (Ueber Paris.) Die deutschen Verbündeten werden in nächster Zeit die Offensive gegen den Suezkanal ergreifen, wie aus verläßlicher Athener Quelle berichtet wird. Die Briten sollen ungeheure Anstrengungen machen, um einer solchen Möglichkeit zu begegnen. Unter anderem wurde angeblich bereits das Land entlang dem Kanal unter Wasser gesetzt, so daß „gerade noch die Befestigungswerke sichtbar bleiben, die von Kanonenbooten mit den nötigen Vorräten versorgt werden."

Lebensbrot.

Und wenn ich durch ein Feuer geh',
So willst du mit mir gehen;
Und wenn ich in dem Wasser steh',
So willst du bei mir stehen,
Daß mich die Flamme nicht ergreift,
Daß mich das Wasser nicht ersäuft;
Du, Gott, willst bei mir bleiben.

In Bulgarien.

Berlin, den 1. November 1915. — (Drahtlos nach Sayville.) Die Ueberseeische Neuigkeitsagentur hat heute die folgende Mitteilung veröffentlicht:

„In ganz Bulgarien herrscht größte Entrüstung über die Nachricht, daß die in England ansässigen Bulgaren nach den Kolonien verschickt wurden, während in Rußland zahlreiche Bulgaren ohne jeden Polizeischutz der Wut eines zügellosen Mobs preisgegeben waren. Viele dieser Unglücklichen wurden gemartert und gemordet und ihr Eigentum geplündert.

Die bulgarische Regierung hat, wie in Verbindung mit diesen Nachrichten besonders betont wird, die in Bulgarien ansässigen Untertanen feindlicher Mächte in bestimmten Städten konzentriert und den Behörden strengste Weisung erteilt, ihnen unter den Umständen bestmögliche Behandlung angedeihen zu lassen."—Ill. Stztg.

Des armen Mannes Problem. Es ist indes nicht nur ein Problem für den armen Mann, sondern für jeden Mann mit beschränktem Einkommen. Es ist viel gesprochen und geschrieben worden über die Prosperität, die jetzt angeblich in verschiedenen Industriezweigen herrscht. Möglicherweise gibt es jetzt mehr Arbeit und höhere Löhne als vor etlichen Jahren, doch bei den erhöhten Lebensmittelpreisen ist das Verhältnis tatsächlich dasselbe wie früher; der arme Mann, der Handarbeiter, behält, wie gewöhnlich, zuletzt das kurze Ende. Dies ist besonders wahr, wenn er Doktorrechnungen zu bezahlen hat. Viele aber haben gelernt, ihr Vertrauen auf die alte, zeiterprobte Kräutermedizin, Forni's Alpenkräuter zu setzen, und vermeiden dadurch die immer wiederkehrenden Doktorrechnungen, die nicht nur oft den Menschen arm machen, sondern ihn auch in Armut halten. Das ist die richtige und erfolgreiche Sparsamkeit in der Familie. Obengenannte Medizin ist jedenfalls das bekannteste und beliebteste Hausmittel. Es wird bereitet von Dr. Peter Fahrney u. Sons Co., 19—25 S. Hoyne Ave., Chicago, Ill.

Warte nicht immer, bis deine eigenen Erfahrungen und Fehlschläge dich belehren, das ist meistens eine teure Schule und kostet viel Lehrgeld; lerne von anderen.

Prämienliste für Amerika.

Prämie No. 1 — für $1.00 bar, die Rundschau und Familienkalender.
Prämie No. 2 — für $1.25 bar, die Rundschau u. Christl. Jugendfreund.
Prämie No. 3 — für $1.30 bar, die Rundschau, den Jugendfreund und den Familienkalender.
Prämie No. 4 — für $2.00 bar, die Rundschau und das Evangelische Magazin.
Prämie No. 5 — für $2.25 bar, die Rundschau, das Evangelische Magazin und den Jugendfreund.
Prämie No. 6 — für $2.30 bar, die Rundschau, Ev. Mag., Jugendfreund und Familienkalender.

Wer nun, nachdem er eine der obigen Prämien gewählt hat, noch eine zweite wünscht, der wähle sich eine der untenstehenden fünf Nummern: No. 7, 8, 9, 10 und 11, gebe auf dem Bestellzettel die gewünschten Nummern an und füge dem Betrag für die erste Prämie noch den Betrag der zweiten hinzu.

Prämie No. 7 — **Bibelkalender.** Ein Wandkalender mit Bibelversen. Einzig in seiner Art. Ein schöner, farbiger Vordergrund mit Bibelversen auf jeden Tag des Jahres. Barpreis 25 Cents. Als Prämie mit der Rundschau $ .18

Prämie No. 8 — Eine schöne, sehr brauchbare, gelblederne Geldbörse mit einer Abteilung für Münzen und einer andern für Papiergeld. Barpreis 30 Cents; als Prämie mit der Rundschau .20

Prämie No. 9 — **Ein Globus. Briefbeschwerer.** 3 Zoll Durchmesser. Ganze Höhe 6 Zoll. Basis, wie die Abbildung zeigt, von Kupferoxid. Ein handlicher, nützlicher und eigenartiger Schmuck und Briefbeschwerer. Barpreis, 75 Cents; als Prämie mit der Menn. Rundschau .50

Prämie No. 10 — **Dr. Tafel, Deutsch-Englisches und Englisch-Deutsches Taschen-Wörterbuch.** Mit der Aussprache der deutschen und der englischen Wörter u. s. w. 876 Seiten. Format 4½×6¼ Leinwand gebunden. Barpreis, $1.00; als Prämie mit der Rundschau .85



Prämie No. 11 — **Hundert kleine Geschichten.** Ein Buch, das man lieb haben muß! Das Allerliebste für gute kleine Kinder von Amalie Schoppe, geb. Weise.

Wir wüßten kein besseres Büchlein für die Jugend von 6 bis 10 Jahren als Schoppes 100 Kindergeschichten. Die Erzählungen tragen einen poesievollen und gesund-religiösen Charakter; sie sind für die Vorstellungswelt der Kinder vortrefflich geeignet. Barpreis, 50 Cents; als Prämie mit der Rundschau .35

Man benutze den Bestellzettel und gebe die richtige Nummer der gewünschten Prämie an. Bitte, den Namen gerade so zu schreiben, als er auf der Rundschau steht. Und wenn Aenderungen gewünscht werden, dann gebe man jedesmal die alte Adresse auch an.

Bestellzettel.

Schicke hiermit $ . . . für Mennonitische Rundschau und Prämie No. . . .

(Sowie auf Rundschau.)

Name . . . .

Postamt . . . .

Route . . . . Staat . . . .

Erzählung.

Das siebente Gebot.

Fortsetzung.

Die Freunde dankten, und Arnold sagte leise zu Ernst: „Es hilft nichts, wir müssen bleiben. — Lieb ist es mir nicht, aber ich traue auf den Herrn, der wird uns schon behüten."

Nachdem man denn noch eine Stunde und drüber ziemlich schweigsam nebeneinander gesessen hatte, um erst das schlimmste Wetter vor Schlafengehen etwas vorüber zu lassen, baten die Gesellen ihren Wirt, ihnen die Schlafstelle anzuweisen. — Bereitwillig führte der Mann sie eine halb verfallene Treppe hinauf und breitete mehrere Bund Stroh aus. — Dann wünschte er freundlich „gute Nacht" und kletterte langsam die Stiege hinab.

Bald lag das ganze Haus in tiefem Schlaf. — Ungestört verging die Nacht. — Am andern Morgen lachte die Sonne freundlich zur Luke herein und weckte Arnold, der sich ganz verwundert umsah. Bald jedoch erinnerte er sich des Vorgefallenen und suchte schleunigst das Wohnzimmer auf, wo er Ernst bereits vermutete, da er nicht mehr an seiner Seite war.

Jetzt nun, beim Frühstück, mußte der Jüngling im stillen lachen, wenn er an seine gestrige Angst dachte. Im Tageslicht sahen Haus und Familie lange nicht so verkommen u. unheimlich wie gestern aus. — Die Frau kam dem Fremdling freundlich entgegen und brachte ihm eine Schale voll warmer, wohlschmeckender Milch. Dann erzählte sie ihm auf seineFragen, ihrMann und Kinder waren schon im Walde beim Beerensuchen. — Mit dem Appetite der Jugend verzehrte der Reisende sein Mahl und bat dabei in Gedanken den armen Leuten seinen gestrigen Verdacht ab. — Wie konnte er auch nur darauf kommen? Die armselige Stube hatte so gar nichts Räuberhaftes mehr. Sie war im Gegenteil sehr sauber gekehrt und mit weißem Sande bestreut. Jedes Möbel und Gerät stand rein und gewaschen und ordnungsmäßig an seinem Platze. —

Als der Geselle mit seinem Frühstück zu Ende war, fragte er die Frau, wo denn sein Freund geblieben sei, und erfuhr daraufhin, daß derselbe immer langsam vorangegangen wäre. — In Eile machte sich nun auch Arnold zum Gehen fertig, nahm dankend Abschied von seiner Wirtin und folgte dem Schlosser.

Allein zu seiner großen Verwunderung entdeckte er auf der ebenen Landstraße nirgends einen Wanderer. — Trotzdem er so schnell als möglich ging, holte er auch in den nächsten zwei Stunden den Kameraden nicht ein. — Auch wollten Leute, die überall auf den Feldern arbeiteten, überhaupt keinen Handwerksburschen gesehen haben. —

Jetzt ging dem harmlosen Gesellen ein schreckliches Licht auf. — Er hatte ja den Schlosser, dem er so vertrauensselig seine ganze Lebensgeschichte erzählte, kaum gekannt! Erst gestern früh war er zufällig auf der Landstraße mit ihm zusammengetroffen. — Welche grenzenlose Unvorsichtigkeit, ja Dummheit, einem Wildfremden etwas von der Erbschaft zu sagen! — Wie, wenn er ihn nun beraubt hatte!

In banger Ahnung faßte der Arme nach seiner Brieftasche, und gleich darauf entfuhr ein Schreckensruf seinen Lippen. —

Der Schatz war verschwunden! —

Bitterlich weinend setzte sich der gute Junge an den Grabenrand und wollte die Schlechtigkeit der Menschen nicht glauben. — Als er sich endlich ein wenig gefaßt hatte, überlegte er, daß es wohl am besten sei, die Polizei von seinem Verluste zu benachrichtigen. — Atemlos eilte er nun nach der nächsten Stadt, um die erforderliche Anzeige zu erstatten.

Schon nach einer Stunde stand er, erschöpft und vor Aufregung zitternd, vor dem Bürgermeister und teilte demselben das Geschehene ausführlich mit. — Auch legte er seine Papiere vor, damit der Herr sehen könne, daß er die Wahrheit spräche. — Geduldig hörte der Gestrenge die lange Auseinandersetzung des armen Burschen mit an, dann sagte er bedauernd:

„Wird nicht viel zu machen sein, armer Freund, die Grenze ist zu nahe, und da drüben hört unsere Machtbefugnis auf. — Ich will ausnahmsweise, weil er mir leid tut, ein Uebriges tun und an den Amtmann des Nachbarländchens schreiben. — Aber viel wird nicht dabei herauskommen. — Warum paßt Er auch nicht besser auf, wenn Er eine solche Summe in der Tasche hat! — Der Kerl kann ja mit dem Gelde jetzt schon wer weiß wie weit sein." —

Damit war Arnold entlassen. Nachdem er dem freundlichen Manne gedankt hatte, schleppte er sich mühsam zur Tür hinaus, um draußen bewußtlos zusammen zu brechen. Der Schreck und die Aufregung, verbunden mit dem übermäßigen Laufen und der darauf folgenden plötzlichen Abkühlung in dem kellerartigen Polizeilokal, riefen eine schwere Krankheit hervor. — Wochenlang lag er in dem städtischenKrankenhause besinnungslos, dem Tode nahe. —

Als er endlich zu sich kam, dauerte es eine ganze Zeit, ehe er sich deutlich auf das Vorgefallene besinnen konnte. — Bitterlich weinend legte er sich dann in die Kissen zurück. — Nun war ja alles, alles vorbei! — Mit dem verschwundenen Gelde rückte auch Braut und Hausstand wieder in unabsehbare Ferne.

Langsam sehr langsam genas der Kranke. Da — eines Tages, als er mut- und hoffnungslos auf seinem Bette lag, tat sich unvermutet die Tür des Zimmers auf und Meister Hartung trat herein. — Die Polizei hatte ihn von dem Geschehenen benachrichtigt, und der treue Mann kam nun selber, um nach dem Pflegesohne zu sehen. — Ach, es hatte ihn tief erschüttert, daß abermals durch die Uebertretung des siebenten Gebotes ein junges Menschenherz, wenn auch durch fremde Schuld, in Not u. Elend geriet. — In tiefer Trauer dachte er dabei der eigenen Jugendsünde. — Doppelt teilnehmend aber trat er zu dem Kranken und sagte herzlich:

„Mein armer Junge, Gott hat dir eine schwere Prüfung auferlegt, aber wirf dein Vertrauen nicht weg ,sondern denke daran, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen müssen. Braut und eigner Hausstand sind freilich wieder in weite Ferne gerückt. — Doch gräme dich jetzt nicht unnötig, sondern überlasse alles dem Herrn. — Mach' jetzt nur, daß du bald gesund wirst, dann nehme ich meinen Sohn mit nach Hause." —

Liebevoll schüttelte er des Kranken Hand und ging dann zum Bürgermeister, um alles mit ihm in Ordnung zu bringen.

Traurig sah Arnold dem gütigen Mann nach. Bittre Gedanken stiegen in dem Herzen des sonst so frohgemuten Jünglings auf. — Warum hatte Gott gerade ihm diese schwere Züchtigung geschickt? — Er war so glücklich und dankbar gewesen und hatte doch auch nicht vergessen, dem Herrn sein Lob- und Dankopfer dazubringen. — Und nun lag er krank und elend auf seinem Lager, und all' seine schönen Pläne waren zu Wasser geworden! — Wenn er nur wenigstens bald wieder arbeitsfähig wäre, damit er etwas verdienen könne und nicht anderen Leuten zur Last fallen mußte.

Fortsetzung folgt.

Hab' auf der Lippe stets bereit
Ein freundlich gutes Wort,
Das findet ja zu jeder Zeit
Auch einen guten Ort.

Fortsetzung von Seite 2.

Wir luden dann die Familie Imamura zur Teilnahme an unserer Christfeier in Akita ein. Bei dieser Gelegenheit wohnten sie dem ersten unserer Gottesdienste bei. An Ostern war die Familie mit Ausnahme der alten Großmutter so weit, daß sie die hl. Taufe empfangen konnte. Der Missionar, der sie vornahm, hatte während seines langen Aufenthalts in Japan manche Taufe vollzogen, aber noch nie an jemand, der wie Imamura San mit so viel Ernst den Schritt getan hatte. Dieser erklärte später dem japanischen Missionsgehilfen, er habe noch nie in seinem Leben eine solche innere Freude empfunden als an dem Tage, da er das Brot des Himmels genossen habe.

(Spirit of Missions.)

Wie Amerika den Aussatz auf den Philippinen-Inseln bekämpft.

Als in 1898 die Philippinen amerikanischer Besitz wurden, lebten dort 6000 Aussätzige; und die Liste der von der schrecklichen Krankheit Ergriffenen vermehrte sich im Jahr um 1200 Fälle. Die Aermsten waren bisher fast ganz ohne ärztliche Hilfe ihrem grausamen Geschick überlassen. Stückweise faulten sie zu Tode und steckten unzählige Gesunde an. Selbstverständlich machte sich unsere Regierung sofort daran, hier Wandel und Hilfe zu schaffen. Aus den 3000 Inseln der Philippinengruppe wurde Culion ausgewählt als Wohnort einer Kolonie, ausschließlich und aller Aussätzigen der Besitzung.

Die 153 Quadratmeilen große Insel, etwa 200 Meilen südlich von Manila gelegen, hat Berge und Täler, einen prächtigen Waldbestand und gute Wasserverhältnisse. Nur etliche Meilen von Culion liegen die Nachbarinseln Busuanga und Coron, die mit Cuilion ein Stück fischreiches Meer wie eine Binnensee umschließen, und die dank ihrer großen Fruchtbarkeit Verwandten der Aussätzigen, die in deren Nähe wohnen möchten, die beste Gelegenheit zur Ansiedlung bietet.

Nun wurde auf Culion eine Stadt gleichen Namens angelegt: Straßen, Gassen, Wohnhäuser, eine Poststation, ein Hospital, Schulen, Wasserreservoirs, Docks, ein Theater eine Beleuchtungsanlage, ein Wasserwerk, extra Wohnungen für Aerzte, Priester, Krankenpfleger und Angestellte, die nicht aussätzig sind wurden gebaut. Es wurde alles aufgeboten, den Kranken das Leben so angenehm wie möglich zu machen. Ueber 8000 Aussätzige haben seit 1906 in Culion Aufnahme gefunden; 4500 von ihnen sind seit dann gestorben. Culion ist ein Gemeinwesen unter eigener Kontrolle und Regierung. Sie erwählen ihren eigenen Bürgermeister und Stadtrat. Die Polizei, die besonders die Pflicht der Verhinderung von Flucht und Entführung hat, besteht ganz aus Aussätzigen.

Die Aussätzigen genießen alle mögliche Freiheit, z. B. auch in der Wahl ihrer Wohnstätten. Diejenigen, die lieber in Bungalos (Hütten) wohnen, dürfen solche beziehen. Die jungen Mädchen haben ein schönes Domozil für sich. Auch die Kinder werden separat gehalten und behandelt. Die Männer haben ihre Klubs, ein Orchester u. anderen Zeitvertreib. Kinematographenvorstellungen (moving pictures) finden reichen Zuspruch.

Ihren Lebensunterhalt können die Aussätzigen nicht verdienen. Abgesehen vom Fischen und etlichem Ackerbau, sind sie zu nichts zur verwenden. Zum Erlernen eines Berufes fehlt ihnen die Energie. Und wer wollte ihre Erzeugnisse, die sie selbst nicht brauchen, kaufen? Die Regierung sorgt für sie und hofft auch, durch eifrig betriebene Forschungen, schließlich ein Mittel zu finden gegen diese furchtbare Krankheit, die seit Bibelzeiten als unheilbar galt. Die religiöse Verpflegung der Aussätzigen scheint fast ganz in den Händen der katholischen Kirche zu liegen, deren aufopferungsfreudige Sisters of St. Paul de Chartres an den Kranken ein heroisches Liebeswerk tun.

Wie sorgfältig unsere Regierung gegen die Verschleppung des Aussatzes wacht, geht z. B. auch daraus hervor, daß sie für den Gebrauch der Kranken in Culion besonderes Geld hergestellt hat, das dort vollen Kurswert hat, aber außerhalb der Insel wertlos ist. Hoffentlich findet die Wissenschaft, die heute schon ein Sternchen leuchten sieht, den Weg zur erfolgreichen Bekämpfung des Aussatzes, dieses schrecklichen Menschenwürgers.

H. u. Herd.

Chinesische Bräuche.

Wenn Eltern in China das mittlere Alter erreicht haben, ist es ihres Sohnes Pflicht, ihnen als Zeichen kindlicher Liebe schöne Särge zu schenken. Diese werden sehr hoch geschätzt und stehen im Besuchszimmer. Die Eltern weisen ihren Besuch mit hoher Befriedigung darauf hin. — Ländlich, sittlich, heißt es auch da.